

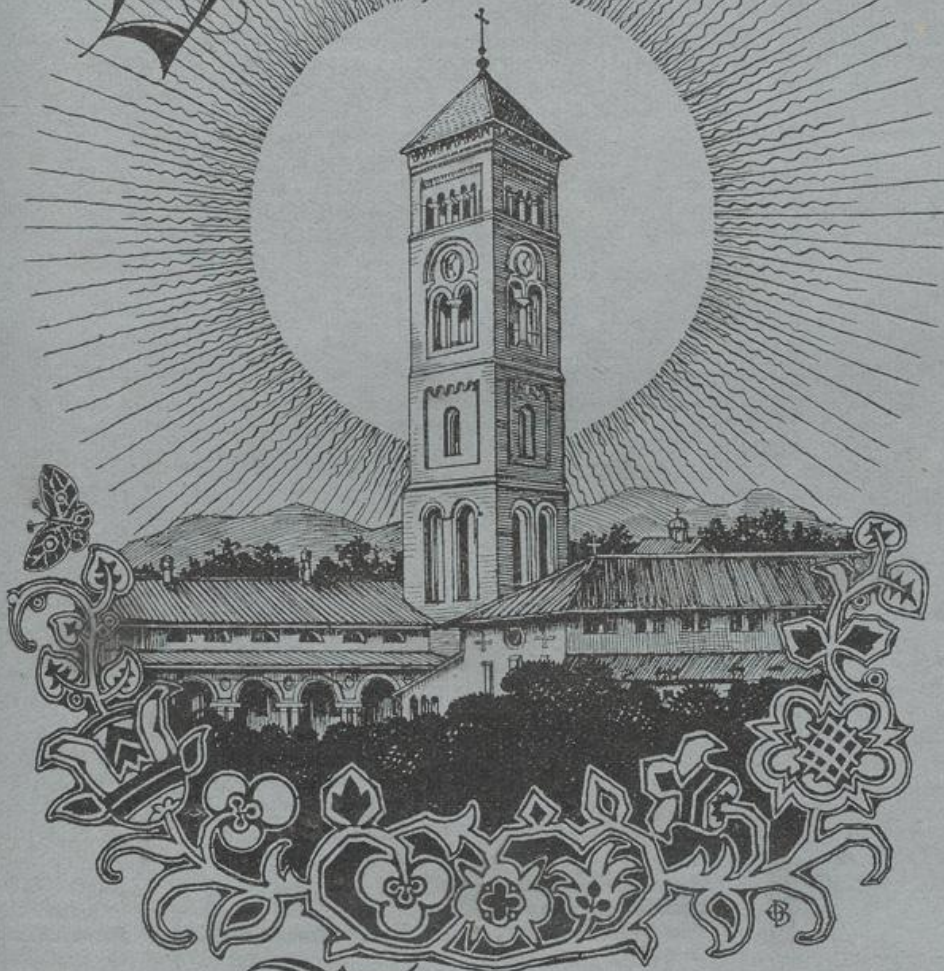


UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Vergißmeinnicht 1928

9 (1928)

Herrgottsmacht



Zeitschrift
der Mariannhiller Mission
Südafrika

Nr. 9

September 1928

46. Jahrgang

Vergißmeinnicht

Illustrierte Zeitschrift der Marianhiller Mission

Mit Oberhirtlicher Druckerlaubnis und Genehmigung der Ordensobern

Für die Abonnenten des „Vergißmeinnicht“ als Wohltäter unserer Mission werden täglich im Missionshaus St. Joseph, Reimlingen resp. im Missionshaus St. Paul, Walbeck, zwei, oft drei heilige Messen gelesen.

Gesegnet von Sr. Heiligkeit Papst Pius XI.

Bezugspreise:

Deutschland	M	2.—	Italien	Lire	10.—
Einzelbezug	M	2.40	Österreich	Schilling	3.30
Schweiz	Fr.	3.—	Einzelbezug		4.—
Elsas	Fr.	15.—	Jugoslawien	Dinar	35.—
Belgien	Belga	4.—	Ungarn	Pengo	2.80
Tschechoslowakei	Kc.	20.—	Rumänien	Lei	93.—

Alle Anfragen, Bestellungen, Zahlungen sind zu richten für Süddeutschland, Tschechoslowakei, Elsas-Lothringen, Italien:

Vertretung der Marianhiller Mission in Würzburg, Pleicher-Ring 3
Postcheckkonto Nürnberg 194

für Rheinland, Westfalen und Luxemburg:

Vertretung der Marianhiller Mission in Köln, Brandenburgerstr. 8
Postcheckkonto Köln 1 652

für Schlesien und Norddeutschland:

Vertretung der Marianhiller Mission in Breslau IX, Sternstr. 52
Postcheckamt Breslau 15 625

für Österreich, Ungarn, Tirol, Vorarlberg, Jugoslawien und Rumänien:
Vertretung der Marianhiller Mission in Linz a. D., Steingasse 23 a
Postspartasse Wien 24 847, Budapest 19 814

für Schweiz und Liechtenstein:

Vertretung der Marianhiller Mission in Altdorf (St. Uri)
Postcheckkonto Luzern VII 187

Missions-Laienbrüder

An Laienbrüdern haben wir Marianhiller Missionare großen, empfindlichen Mangel. Und doch ist das Werk der Heidenmissionen, in der Heimat wie in den Zonen fremder Länder ein dankbares Arbeitsfeld zur apostolischen Betätigung und Arbeit für das Heil fremder wie auch der eigenen Seele. Gibt es denn so wenig opferfreudige Handwerker, Arbeiter und Landwirte, die ihre erworbenen Kenntnisse und Fertigkeiten einer so heiligen und von Christus so sehr ans Herz gelegten Sache widmen wollen? Wer Vater, Mutter, Acker, Haus und Hof um meinetwillen verläßt, wird Hundertfältiges erlangen und das ewige Leben.

Anfragen um Aufnahme richte man an:

Hochw. P. Provinzial,
St. Joseph, Reimlingen, (Bahr.-Schwaben)

Ordensnachrichten

Mariannhill: Am Feste Peter und Paul wurden wieder mehrere Mariannhiller Kleriker zu Priestern geweiht und und wir hoffen, von den hochw. Neupriestern bald einige Bilder bringen zu können. Die jungen Missionare haben bereits in der Mission Verwendung gefunden. Wir wünschen allen eine vielgesegnete Tätigkeit.

Würzburg, Pius-Seminar. Das neue Seminar beherbergt bereits eine stattliche Anzahl von Philosophen und Theologen; doch müssen sich alle noch mit einer Notkapelle behelfen, da die größere Seminarapelle noch nicht ausgestattet ist. Wir empfehlen unseren Freunden und Wohltätern auch weiterhin das so dringend notwendig gewordene Seminar.

St. Benedikt, Ebenrod. Der Hochw. Herr P. Paulus Quiotek feierte im August sein silbernes Priesterjubiläum. Wir wünschen dem Hochwürdigen Herrn Jubilar, der eine segensreiche und langjährige Missionstätigkeit hinter sich hat, noch lange Jahre zum Nutzen und Segen der jungen Brüderkandidaten, deren Erziehung er sich widmet.

Hilfsmissionare! Laienbrüder! Wir bitten die geehrten Leser des Vergißmeinnicht, insbesondere die Hochw. Herren Geistlichen, geeignete Kandidaten, die sich im Laienbrüderstande der Mission widmen wollen, auf unser Institut aufmerksam zu machen. Auskunft wird gerne erteilt von dem Provinzialat der Mariannhiller Mission in Reimlingen, Schwaben.

Briefkasten

Wir warnen die verehrten Hochw. Herren Geistlichen und Laien vor einem Schwindler, der sich als Missionsbruder der Mariannhiller Mission ausgibt, und Almosen sammelt für unser Seminar und die Mission. Der Ganner macht einen sehr sicheren Eindruck. Zeichen: Der Zeigefinger an der linken Hand fehlt. Er wird stechbrieflich verfolgt. Bitte gegebenenfalls der Polizei übergeben und die Würzburger Polizei benachrichtigen.

Auf Wunsch mehrerer Leser machen wir die Mitteilung, daß „kinderlose Eheleute“ oder alleinstehende Personen, überhaupt solche weitherzige und religiös denkende und fühlende Menschen in ihren Testamenten auch der Mission gedenken können. Näheren Aufschluß gibt gerne die Redaktion oder eine der Vertretungen (siehe zweite Umschlagseite.)

Mehrbund: Wer Mitglied des Mariannhiller Mehrbundes werden will, sende einen Beitrag von 1—3 Mark nach Vermögen an eine der ihm zunächst erreichbaren Vertretung und gebe seinen Namen und Wohnort an. Auch Verstorbene können aufgenommen werden. Näheres über den Mehrbund siehe auch im Mariannhiller Missionskalender.

Missionskalender: Interessenten mögen frühzeitig bei den Förderern bestellen und gleich den geringen Betrag einzahlen. Der Kalender wird dann zugestellt.

Das Karmeliterinnen-Kloster Regina Pacis in Rödelmaier, Post Neustadt a. G. (Bayern) nimmt jede Bestellung von Näharbeiten (Herren und Damenwäsche usw.) dankbarst an. Wir bitten, diese Ordensfrauen mit Aufträgen zu beehren, da sie von ihrer Handarbeit leben.

Aus Welt und Kirche

Katholische Eheanbahnung.

In katholischen, insbesondere in Seelsorgekreisen, beschäftigte man sich schon lange damit einen Weg zu finden, um die so viel Unheil bringenden Mischehen zu verhindern oder wenigstens zu verringern; außerdem suchte man eine Möglichkeit um katholische Heiratslustige die zurückgezogen leben, Gelegenheit zur

Anbahnung einer Ehe zu geben. Viele der Besten und Edelsten, die für die Ehe wie geschaffen sind, bleiben unberehelicht, weil sie keinen gesellschaftlichen Verkehr pflegen und keine Bekanntschaften machen können oder weil sie in einer Kleinstadt bzw. auf dem Lande wohnen, wo Mangel an Gleichgesinnten herrscht.

Der Umstand, daß für einen großen

Teil von Katholiken die Auswahlmöglichkeit eine sehr geringe ist, führt häufig zur Mischehe. Wenn nun auch in solchen Ehen der katholische Teil in der Regel katholisch bleibt, so gehen unserer Kirche doch eine erschreckend große Zahl Seelen verloren, weil die Kinder sehr oft nicht katholisch erzogen werden. Die Erfahrung lehrt, daß bei Mischehen die Entscheidung über die Religion der Kinder zu unliebamen Auseinandersetzungen und zu dauerndem Unfrieden und zu zahlreichen Ehescheidungen Anlaß gibt — ein Unglück für die Einzelnen und für das ganze Volk.

Der Neuland-Verlag in Pasing vor München hat mit Fühlungnahme des bischöflichen Ordinariates München und der Hochwürdigsten Geistlichkeit einen „Bund für katholische Ehe-Anbahnung“ ins Leben gerufen und es wäre im Interesse unserer katholischen Kirche zu begrüßen, wenn alle Ehelustigen sowie deren Eltern, denen es um eine katholische Ehe zu tun ist und die sich nicht dem trügerischen Zufall oder dem bestehenden Schein des gesellschaftlichen Lebens ausliefern wollen, diesen Bund in Anspruch nehmen würden. Es handelt sich um keine Heiratsvermittlung und es ist auch keine Provision bei Zustandekommen einer Verbindung zu entrichten.

Die Bedingungen hier anzuführen, verbietet der Raum. Soviel kann jedoch gesagt werden, daß durch die zeitgemäße Organisation, katholischen Ehelustigen Gelegenheit geboten wird, in durchaus vornehmer und diskreter Form, ohne Rücksicht auf Alter, berufliche oder gesellschaftliche Stellung, Familien- und Vermögensverhältnisse einen katholischen Lebensgefährten zu suchen und zu finden. Da die Bundesleitung (ohne Namensnennung) über die Verhältnisse der in Frage kommenden genaue Auskunft gibt, so kann sich jeder sofort überzeugen, ob die Dame oder der Herr für ihn geeignet ist. Dadurch werden nachträgliche Enttäuschungen, die sich bei sogenannten Gelegenheitsbekanntschaften so oft zeigen, zur Unmöglichkeit. Da solche Ehen ein Segen der katholischen Familie, unseres kirchlichen Lebens und damit auch ein Segen unseres Vaterlandes sind, bedarf keiner besonderen Erwähnung. Der Neuland-Verlag Pasing vor München stellt bereitwillig und ohne Verbindlichkeit die Bedingungen gegen 50 Pfennig in Marken zur Verfügung.

Was ist eine Eisenbahn? Aber diese Frage gibt das Reichsgericht Band 1

Seite 252 der gesammelten Entscheidungen eine Definition, die an Kürze und Klarheit nichts zu wünschen übrig läßt. Sie lautet wörtlich:

„Eine Eisenbahn ist ein Unternehmen, gerichtet auf wiederholte Fortbewegung von Personen oder Sachen über nicht ganz unbedeutende Raumstrecken auf metallener Grundlage, welche durch ihre Konsistenz und Glätte den Transport großer Gewichtsmassen, beziehungsweise die Erzielung einer verhältnismäßig bedeutenden Schnelligkeit der Transportbewegung zu erzielen bestimmt ist und durch diese Eigenart in Verbindung mit den außerdem zur Erzeugung der Transportbewegung benutzten Naturkräften (Dampf, Elektrizität, tierischer, menschlicher Muskelkraft, bei geneigter Bahn auch schon der eigenen Schwere der Transportgefäße und deren Ladung usw.) bei dem Betrieb des Unternehmens auf derselben eine verhältnismäßig gewaltige, je nach den Umständen nur in bezweckter Weise nützliche oder auch Menschenleben vernichtende und die menschliche Gesundheit verletzende Wirkung zu erzeugen fähig ist.“

Die Vatikanische Bibliothek besitzt etwa 300 000 Werke, außerdem nahezu 32 000 Handschriften und zwar 21 000 lateinische, 4000 griechische, 900 hebräische, 1000 arabische, 500 syrische, 90 koptische, 5 samaritanische, 80 äthiopische, 70 persische, 20 armenische, 80 türkische, 30 indische, 30 slavische, 3 iberische, 10 chinesische.

Die Einführung der Kartoffel in Europa. Wer die Kartoffel zuerst nach Europa gebracht hat, ist unbekannt. Daß weder Francis Drake noch Walter Raleigh hierfür in Betracht kommen, ist neuerdings von W. E. Safford einwandfrei erwiesen worden. Wem das Verdienst zugemessen ist, kann nicht mehr ermittelt werden.

Der erste Bericht stammt von Pedro de Cieza de Leon 1538, ein weiterer Bericht stammt von dem Jesuiten Jose de Acosta, 1571 bis 1576 in Südamerika. Die ersten Botaniker, welche die Kartoffel beschreiben, sind John Gerard und Carolus Clausius, 1588. Die Namen *Solanum tuberosum* stammt nicht von Linne, sondern, wie ein großer Teil der Linneischen Namen überhaupt, von Kaspar Bauhin, 1596.

Etwas viel auf einmal. Selbst in dem so praktischen Amerika ist folgende in einer amerikanischen Zeitung kürzlich erschienene Anzeige an Vielseitigkeit nicht mehr zu übertreffen. Sie enthält in kürzester Form gleichzeitig zehn verschie-

Vergißmeinnicht
Illustrierte Zeitschrift
der Mariannhiller Mission

Nr. 9

September 1928

46. Jahrgang

Kreuzesblüten

Kreuzesblüten mannigfaltig
Liebe hat hervorgebracht,
Als der Herr für uns gerungen
Angstvoll in der Leidensnacht.

Kreuzesblüten dieser Liebe,
Allertreuestes Unterpand,
Schenkt der Heiland allen Seelen,
Die er ihrer wert erfand.

Und vom Kreuze jene Blüten
Er für jede Seele bricht,
D'raus am schönsten sich die Krone
Für das ew'ge Leben flicht.

Freiin M. Theresia v. Dalberg

Mehr Berufe?

Man hört oft, seltsamerweise auch von kirchlichen Persönlichkeiten, daß es „zu viele Missionsanstalten“ gäbe, welche den Nachwuchs des Seelsorgeklerus in der Welt stark beeinträchtigen. Dem Schreiber dieser Zeilen erscheint es befremdend, daß heutzutage ein Wettlauf zwischen Ordens- und Weltklerus einsetzen soll um Gewinnung von Berufen. Man hat weder im Elsaß noch in Luxemburg noch in Belgien oder Holland je bemerkt, daß mit der Zunahme bzw. mit dem Blühen der Missionshäuser eine Abnahme von Berufen für die Weltseelsorge zu bemerken gewesen wäre und gewisse deutsche Diözesen im Norden hatten oft eine ganz ansehnliche Schar von Berufenen zum Weltklerus, sodaß zeitweise sogar die Aufnahmen beschränkt werden mußten, ganz abgesehen davon, daß es noch andere Gründe zeitgemäßer Art dafür gibt, die hier nicht erörtert werden sollen. Der Hl. Vater, der doch die ganze weite Welt und die Kirche überschaut, hat in seinem Rundschreiben (27. 2. 26.) unseres Erachtens kein Land europäischen Kulturbodens für Missionshäuser gesperrt, er findet dagegen sehr ernste Worte zur Pflege des Missionsgedankens und der Missionsberufe. Wenn die heilige Kirche dieses ihr größtes Herzensanliegen vorläufig „Freiwilligen“ anvertraut, so ist sie sich des Ernstes der Lage bewußt. Man kann eben niemand zu einem Berufe zwingen, dem er geistig und körperlich nicht gewachsen ist. Wir wollen also Gott danken, daß es Missionsinstitute gibt, welche unter größten Opfern die Arbeiten gerne auf sich nehmen, von denen Statistiken und gelehrte Arbeiten doch kaum einen Überblick geben, wie auch noch so weite, mehr oder weniger lange Studienreisen von Missionstheoretikern von den Mühen der Missionsboten kaum einen Bruchteil den etwaigen Interessenten mitzuteilen vermögen. Es beachert eben jede Missionsgesellschaft ein besonderes Feld, für das auch eine ganz besondere Schulung notwendig ist. Die Zahl der Glaubensboten ist, an den Bedürfnissen der Weltmission gemessen, gering. Etwa 9 000 weiße Priester, 3 200 weiße Brüder, 13 000 weiße Schwestern, dazu etwa 4 000 einheimische Priester, 800 einheimische Brüder, 11 000 einheimische Schwestern sind zusammen 41 000 Missionare. Von den mehr als 300 000 Priestern unserer Weltkirche stehen also nur 13 000 in der Heidenmission. Auf einen Missionspriester kommen also durchschnittlich 80—100 000 Heiden; daneben hat jeder dieser Priester gemäß den statistischen Angaben im Durchschnitt noch ungefähr 800—900 Katholiken, in manchen Missionen 2 000 und mehr zu betreuen. Wie soll bei dieser erdrückenden Überbürdung das Werk der Heidenbefehrung gehörig fortschreiten können?

So war die Gründung eines Missionspriesterseminares für die Mariannhiller Missionsgesellschaft geradezu eine Lebensfrage für die ganze Tätigkeit in dem ihr anvertrauten Missionsgebiete in Südafrika.

Die alten Veteranen, die dort im harten Kampfe stehen, müssen endlich von jungen, gut einegerzierten und wohlvorbereiteten Kräften unterstützt werden, soll das Werk weiter wachsen, blühen und gedeihen. Nach wie vor ergeht die dringende Bitte und der Notruf um weitere tatkräftige Unterstützung des Weiterausbaues unseres Pius-Seminars in Würzburg. Die Hilfe, die diesem Unternehmen zuteil wird, wirkt sich segensreich in der eigentlichen Mission aus. Verufe sind notwendig und die Förderung derselben ist notwendig! Tut das christliche Volk das, dann lebt und fühlt es mit der Kirche katholisch und apostolisch! P. D.

Acht Tage aus meinem Missionsleben

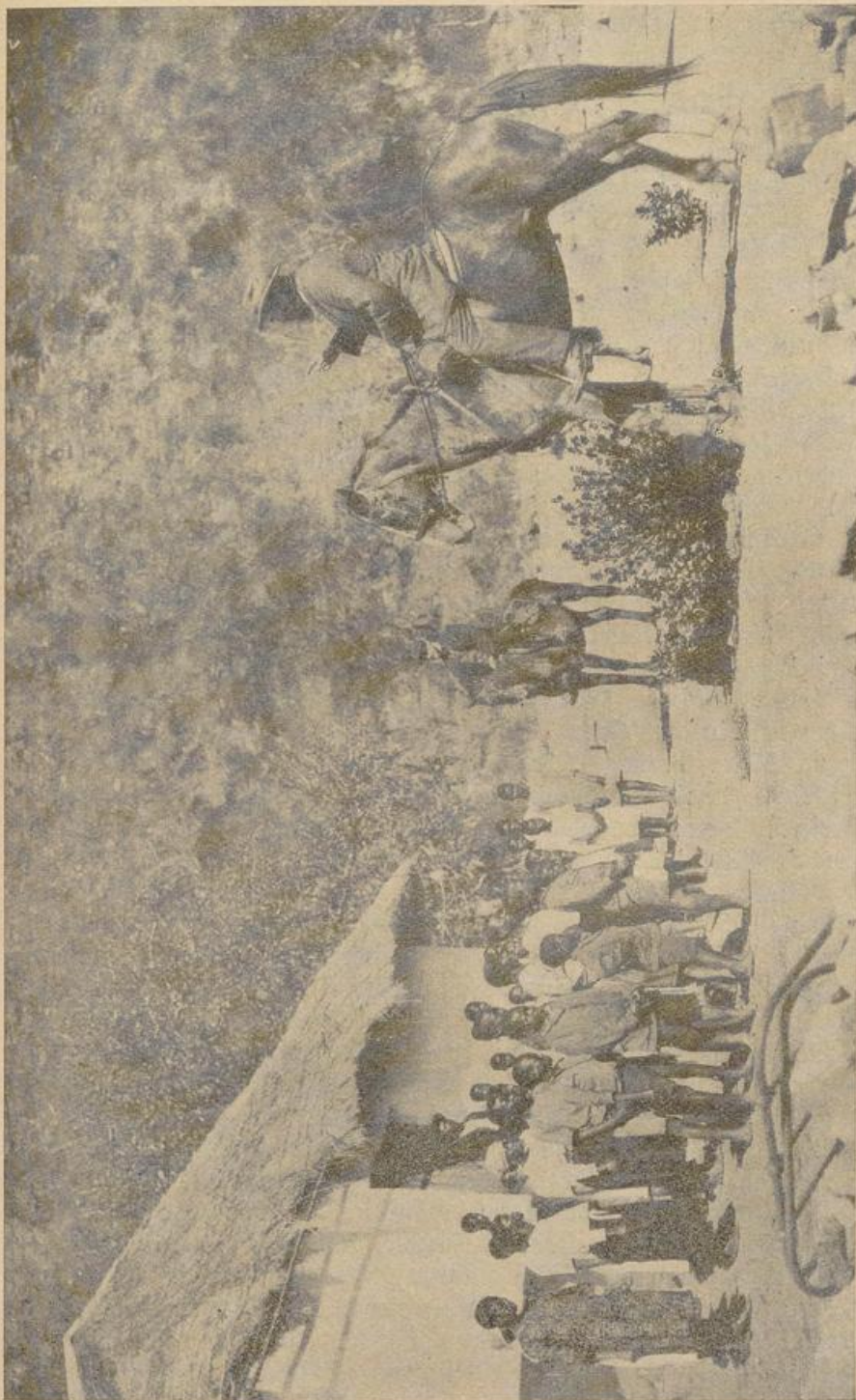
Von P. W. Holzschneider. R. M. M.

Es ist Sonntag Morgen am Feste der hl. Magdalena. Die ganze Nacht hat es geregnet; schwere, schwarze Wolken bedecken den Himmel. Auf unserer kleinen Station Maria Einsiedeln ist es ruhig wie im Grabe, niemand läßt sich blicken; denn draußen ist es bitter kalt. Heute wirst du wohl mit den Schwestern und ein paar Kindern den Gottesdienst allein halten müssen, so dachte ich bei mir selbst. Doch ich irrte mich sehr. Kaum war ich in der Kirche, da kamen sie schon, einer nach dem andern, die Mädchen eingehüllt in die dicken Mäntel ihrer noch heidnischen Brüder, und als die Zeit kam, den Gottesdienst zu beginnen, war unser Kirchlein fast ebenso besetzt als an anderen Sonntagen. Ich staunte über den Opfermut dieser armen Leute, die meisten kamen zwei, drei, ja vier Stunden weit her. Gewiß ein großes Opfer, drei bis vier Stunden mit nackten Füßen durch nasses Gras zu gehen bei bitterer Kälte und noch dazu nüchtern; denn die meisten wollten beichten und kommunizieren. Wie beschämend für so viele laue, weiße Christen! Um die Leute nicht zu lange aufzuhalten in dieser Kälte, machte ich es kurz. Mit der Messe verband ich nur eine kurze Ansprache und den Segen, dann entließ ich sie. Und eine halbe Stunde später war es wieder ruhig auf der Station; alle beeilten sich, um so schnell als möglich nach Hause zu kommen. Auch die wenigen Bewohner der Station zogen sich zurück in ihre Wohnräume. Es war Ferienzeit, deshalb waren nur wenige Kinder anwesend.

Auch ich hätte mich gerne zurückgezogen in meinen alten Kraal. Doch nein, ein Brautpaar wartete noch auf mich. Maria Magdalena, die älteste Tochter eines Häuptlings, die ich vor 14 Tagen in die Kirche aufgenommen (sie und ihre ganze Familie waren Wesleyaner, eine

protestantische Sekte), wollte am nächsten Tag mit einem katholischen Manne, der Witwer war, Hochzeit halten. Und so mußte ich denselben noch den vorgeschriebenen Brautunterricht geben. Nachdem dieses geschehen, zog ich mich zurück. Ich bedauerte im Herzen die armen Brautleute, da sie bei so nassem, kaltem Wetter so weit hergekommen waren. Es regnete wieder fast die ganze Nacht und zum Regen gesellte sich noch ein eisig kalter Wind. Und am nächsten Morgen war es kälter als den Tag vorher; erst gegen Mittag ließ sich die liebe Sonne für eine Zeit blicken.

Am nächsten Morgen mußten die Brautleute sowohl als auch ich eine Geduldprobe bestehen. Die Braut hatte nämlich nur ihre gewöhnlichen Sonntagskleider bei sich. Ihr Vater, der Häuptling, und ihre Schwestern hatten ihr versprochen, früh morgens zu kommen und ihr die Brautkleider zu bringen. Aber es verging eine Stunde nach der andern und niemand von ihrer Verwandtschaft ließ sich blicken. Die Braut war sehr betrübt und wohl zehnmal im Laufe des Morgens stieg sie mit einigen Mädchen auf einen kleinen Hügel, von wo sie den Weg weit überschauen konnte, um nach ihren Freunden zu schauen, doch vergeblich. Gegen 11 Uhr kam sie betrübt zu mir und sagte: „Vater, ich kann dich nicht länger warten lassen, ich weiß nicht, was geschehen ist zu Hause, daß meine Verwandten nicht kommen. Du kannst mich in meinen gewöhnlichen Kleidern trauen.“ „Nein“, sagte ich, „ich kann noch warten, ich will dir deine Freude nicht verderben; deine Verwandten werden schon kommen; das schlechte Wetter hat sie so lange aufgehalten.“ Und wirklich nach kurzer Zeit erscholl fröhlicher Gesang vom Berge herab, und in zwei Wagen kamen ihre Verwandten angefahren; außerdem kamen noch einige zu Pferde. Im ersten Wagen hatte der Häuptling mit seinen Brüdern und ältesten Söhnen Platz genommen, im zweiten hatten die vier Schwestern der Braut, alle staatlich geprüfte Lehrerinnen, und ihre Freundinnen Platz genommen (die Braut selbst war auch eine geprüfte Lehrerin). Mit Jubel wurden dieselben begrüßt. Jetzt hieß es, die Braut schmücken und ich mußte mich noch ein Stündchen gedulden. Es war schon 12 Uhr vorbei, als ich die Trauung vornehmen konnte, worauf ich die Brautmesse lesen konnte. Der Häuptling und sämtliche Protestanten wohnten der hl. Messe mit großer Andacht bei; während derselben wurden die schönsten Lieder gesungen. Nachdem alles vorbei war und die Hochzeitsleute draußen sich belustigten, wartete draußen schon ein junger heidnischer Bursche auf mich und bat mich, ich möchte mit ihm gehen in seinen Heimatkraal, ein kleines krankes Mädchen zu taufen. Man sagte mir, ich könne an den Kraal mit dem Pferde nicht herankommen, da derselbe überall mit Drahtzäunen umgeben sei. Nachdem ich etwas gegessen, machte ich mich also mit meinem Begleiter zu Fuß auf den Weg. Nachdem wir etwa 1½ Stunden in gerader Richtung durch Feld



Der Missionar kommt auf die Außenstation und wird von den Schültern begrüßt

und Gras auf dem weichen Boden gewandert waren, erreichten wir einen großen, noch ganz heidnischen Kraal, ganz zwischen Bergen versteckt. Der Kraal bestand aus sechs großen Hütten. Auch hier war Freud und Leid vereint. Es waren wohl einige hundert Menschen anwesend, alles meistens nackte Heiden; nur eine alte Christin und eine Abgefallene fand ich später unter der Gesellschaft. Diese Menge war nicht des kranken Kindes wegen gekommen, sondern es war ein großes heidnisches Biergelage, mehrere Betrunkene machten sich schon bemerkbar. Als ich kam, schauten alle verwundert auf, ich ließ sie aber unberücksichtigt und ging gleich zur Hütte, wo das kranke Kind war. Hier fand ich das Kind und seine Mutter, eine noch junge heidnische Frau, vor. Das Kind, ein etwa dreijähriges Mädchen, war schon ganz abgezehrt.

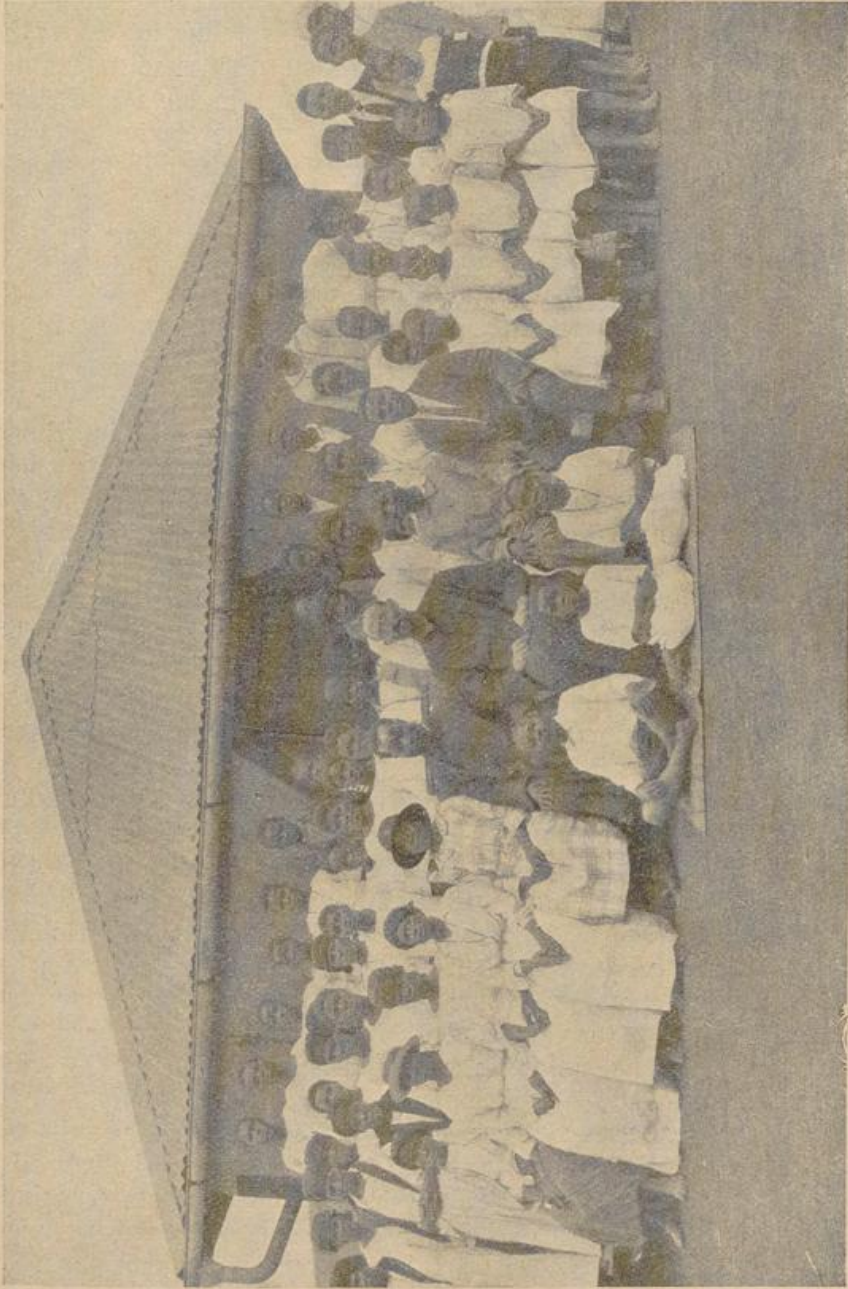
Es war meine Gewohnheit, wenn ich in einem Kraal taufen mußte, die Sache so feierlich wie möglich zu machen, weil dieses stets auf die anwesenden Heiden und Protestanten einen guten Eindruck machte. So machte ich es auch hier, auf ein paar Kisten machte ich mir einen Altar zurecht, die Sachen dazu hatte ich mitgebracht. Während ich dieses tat, füllte sich die sehr geräumige Hütte mit Zuschauern. Ich taufte nun die Kleine, gab ihr den Namen Christine, deren Fest wir am nächsten Tage feierten. Alle schauten gespannt auf alle meine Handlungen. Es war wohl für die meisten das erste Mal, daß sie so etwas sahen. Obschon die Hütte voll Menschen war, war es doch mäuschenstill in derselben, keiner rührte sich. Nachdem die Taufe vollendet, hielt ich eine kleine Ansprache an die Versammelten und ermahnte sie, auch endlich einmal sich zu bekehren, denn sie könnten nicht wissen, wann der Tod auch an ihre Türe klopfen würde. Sie versprachen alle, meinen Worten zu folgen. Dann packte ich meine Sachen wieder zusammen und marschierte nach Hause, es war schon dunkel, als ich dort müde und hungrig ankam. Nachdem ich mein Abendessen verzehrt und meine Gebete verrichtet, legte ich mich zur Ruhe, denn ich hatte am nächsten Tag wieder einen weiten Weg vor mir.

Am Dienstag, in aller Frühe, gleich nach der hl. Messe, saß ich schon wieder auf meinem Köhlein und trabte den Berg hinauf. Mein erster Besuch galt einer über 90 Jahre alten Frau, welche ich vor einigen Wochen getauft hatte. Ich wollte mit ihr etwas beten, ihr noch etwas von der Religion beizubringen war unmöglich. Nachdem dieses geschehen, ritt ich weiter. Auf den Bergen wehte ein eisalter Wind. Nach einem Ritt von etwa drei Stunden sah ich den Kraal des Häuptlings und des Brautpaares in der Nähe des Umlasflusses auf einem kleinen Hügel liegen. Ich hatte denselben versprochen, wenn möglich, einen Besuch abzustatten. Nach einer halben Stunde war ich in die Nähe des Kraales gekommen, wo die Hochzeitsgäste sich versammelt hatten; doch etwa fünf Minuten von diesem Kraale entfernt,

hatte ich einen anderen Kraal zu passieren, nahe Verwandte des Häuptlings und der Braut. Dort sah ich ein anderes Bild. In der Nähe der Umzäunung für das Vieh saß die Herrin des Hauses auf dem Boden und hatte ihr einziges Kind, ein etwa 9jähriges Mädchen, auf dem Schoße und bemühte sich, ihr Medizin zu geben. Ein trauriges Bild! Drüben die größte Freude, hier großes Leid. Ich stieg ab und frug, was mit dem Mädchen wäre. Man erzählte mir, sie habe vor mehreren Jahren sehr starke Influenza gehabt, seitdem habe sie immer einige Schmerzen in der Brust gefühlt. Es war ein sehr stark gebautes Mädchen, von Schwindsucht konnte hier keine Rede sein. Man sagte, sie habe sich seit einigen Tagen sehr erkältet und huste seitdem viel. Ich sagte den Eltern, sie sollten doch mit dem Kinde ins Haus gehen, der kalte Winter könnte ihr noch mehr schaden. Sie folgten auch meinem Räte und brachten es ins Haus. Dasselbe war nach europäischem Stile gebaut und geräumig und gut eingerichtet. Der Vater war Protestant, die Mutter aber seit einem Jahre Katholikin, das Mädchen war protestantisch getauft, aber seit einem Jahre Katechumene. An der Wand hing ein schönes, weißes Kleid, das sie sich selbst verfertigt, um damit der Hochzeitsfeier ihrer Verwandten beizuwohnen; es sollte nun bald ihr Sterbekleid werden. Obschon noch keine eigentliche Todesgefahr vorhanden war, hat ich doch den Vater, er möchte mit einem guten Pferde so schnell als möglich zur Station reiten, und mir alles holen, was ich vorschriftsmäßig brauche, um sie in die katholische Kirche aufzunehmen.

Nachdem er weg war, ging ich zu Fuß hinüber in den Hochzeitskraal, um hauptsächlich den Häuptling und seine Beamten zu begrüßen. Die Braut bekam ich nicht zu sehen, denn nach den Sitten jener Gegend, besonders der Protestanten, begannen die Hochzeitsfeierlichkeiten erst nach 1 Uhr nachmittags und bis dahin durfte die Braut sich nicht öffentlich zeigen. Nachdem ich mich eine Zeitlang mit dem Häuptling, einem sehr freundlichen und gebildeten, aber streng gläubigen Protestanten — er hatte seiner ältesten Tochter, der Braut, nur mit größtem Widerwillen erlaubt, katholisch zu werden — unterhalten, kehrte ich wieder zu der Kranken zurück, um sie bis zur Rückkehr ihres Vaters etwas vorzubereiten und zu prüfen. Ich fand sie ziemlich gut unterrichtet, und so kam mir der Gedanke, sie nicht nur in die hl. Kirche aufzunehmen, sondern ihr auch gleich die hl. Kommunion zu reichen. Ich frug sie deshalb, ob sie gern den göttlichen Heiland in der hl. Kommunion empfangen möchte. Sie antwortete mir und sagte, sie hätte den sehnlichsten Wunsch, aber sie hätte sich gefürchtet, es mir zu sagen, weil sie erst ein Jahr Katechumene sei. Ich sagte ihr, sie brauche sich deshalb keinen Kummer machen, ihr Wunsch solle erfüllt werden. Nach 2 Uhr nachmittags kam ihr Vater zurück; aber leider hatte man auf der Station vergessen, ihm alles zu geben, was ich brauchte;

besonders fehlte das Rituale. Ich war eigentlich froh, daß es so kam, denn ich hatte mir inzwischen die Sache anders ausgedacht. Ich sagte den Leuten nun, daß ich wieder kommen wolle, und auch zugleich das Allerheiligste mitbringen würde. Und da die Kranke noch ziemlich bei Kräften war und eine augenblickliche Todesgefahr nicht vorhanden war, versprach ich, daß ich am Donnerstag Morgen in aller Frühe kommen werde, morgen am Mittwoch hätte ich viel Arbeit zu Hause und könnte deshalb nicht so weit reisen. Wenn sie aber verlangte, daß ich am nächsten Tag schon kommen solle, so würde ich kommen. Sie meinte aber, ich solle erst am Donnerstag kommen. Ich kehrte nun nach Hause zurück, wo ich wieder im Dunkeln ankam. Am nächsten Morgen nach der hl. Messe war meine erste Arbeit, die sterbliche Hülle der kleinen Christine, die ich am Montag getauft, der Mutter Erde zu übergeben. Die hl. Christina hatte ihren seligen Schülking an ihrem Festtag in den Himmel abgeholt, um sie vor fernerm Erdenleid zu bewahren und damit sie für ihre noch heidnischen Verwandten bete. Und dieses hat sie auch schon getan, denn einige Tage später meldete sich die oben erwähnte Abgefallene bei mir und bat mich, ich möchte sie doch wieder aufnehmen in die Kirche. Nach der Beerdigung der Kleinen erteilte ich bis Mittag katechetischen Unterricht. Am nächsten Morgen las ich die hl. Messe früher als gewöhnlich, um beizeiten bei der Kranken zu sein. Es war noch früh am Tag, als ich nach einem dreistündigen Ritt dort ankam. Ich fand das Haus voll von Leuten, fast nur Frauen und Mädchen; die meisten waren katholisch. Man hatte alle aus der Nachbarschaft zu dieser Feier eingeladen. Auch das ganze Haus war geschmückt, ein Tisch war hergerichtet und die Kranke lag auf ihrem Bette. Auch dieses war so gut als möglich schön hergerichtet. Die Kräfte der Kranken hatten indessen bedeutend abgenommen, doch war sie noch stark genug, um sie ganz nach Vorschrift der Kirche feierlich abschwören zu lassen und sie dann in die hl. Kirche aufzunehmen. Nachdem dieses geschehen, betete ich mit der Kranken und den übrigen Anwesenden die Vorbereitungsgebete zur hl. Kommunion. Darauf sangen wir einige schöne Lieder, und dann reichte ich der Kranken ihre erste hl. Kommunion als Wegzehrung zur weiten Reise in die Ewigkeit. Nachher machten wir ebenso gemeinschaftlich die Dankagung nach der hl. Kommunion. Inzwischen war es Mittag geworden. Nachdem ich mich noch eine kurze Zeit mit der Kranken unterhalten, sie getröstet und ihr von der Schönheit des Himmels erzählt, wonach sie ein großes Verlangen hatte (sie hatte gar keine Furcht vor dem Sterben), wollte ich aufbrechen und nach Hause zurückkehren. Doch die armen Leute baten mich, ich möchte doch erst etwas essen, und offen gestanden, die Einladung war mir nicht unangenehm, denn ich war nüchtern von zu Hause weggeritten. Ich folgte also der Einladung. Dann nahm ich Abschied von den



Kaufbewerber der Missionsstation von Enkanhezt

Eltern und der franken Julia. Die übrigen Christen begleiteten mich noch ein gutes Stück Weges.

Am Freitag las ich zu Hause gewöhnlich keine hl. Messe, sondern reichte den Schwestern die hl. Kommunion und reiste dann nach einer 2 Stunden entfernten Außenstation, um dort für solche die hl. Messe zu lesen, die den weiten Weg bis zur Station nicht machen konnten. So machte ich es auch an diesem Freitage. Nachdem ich etwa 50 Beichten gehört, las ich die hl. Messe und unterrichtete die Leute, und half ihnen, so gut ich konnte, in ihren Anliegen, und an solchen fehlt es in den Missionen niemand. Gegen Abend war ich wieder zu Hause. Am Samstag Morgen, es war noch dunkel, standen schon zwei erwachsene Mädchen an meiner Tür und brachten die Nachricht, daß Juliane am Freitag Abend gestorben sei. Ich ließ dem Vater sagen, er möge die Verstorbene, womöglich zur Station bringen, damit sie auf dem Kirchhof beerdigt werde. Doch der ganze Samstag ging vorüber und niemand kam. Erst am Sonntag Morgen, kurz vor der Messe, kam der oben erwähnte Bräutigam geritten, um mich im Namen des Häuptlings und der übrigen Verwandten zu bitten, ich möchte kommen und die Verstorbene zu Hause begraben, da sie dieselbe nicht bringen könnten; die Nachbarfarmer wollen nicht erlauben, daß sie mit ihren Ochsen über ihre Farm fahren. Es geschieht dieses nicht aus Haß oder Feindschaft; hier in Südafrika gibt es viele Krankheiten, besonders unter dem Vieh; bald hier, bald dort bricht die Krankheit aus und, um sich gegenseitig zu schützen, hat jeder Farmer sein Land mit einem Drahtzaun umgeben, damit das Vieh des einen nicht zu dem Vieh des andern kommen kann. Und so dürfen auch die Schwarzen kein Vieh treiben ohne spezielle Erlaubnis der Regierung und der Farmer, an welchen der Weg vorbeiführt, auch wenn es eine öffentliche Straße ist. Was sollte ich nun machen? Die Schwestern meinten, ich solle am Montag gehen, aber der Mann bat mich, ich möchte heute kommen, da alles bereit und viel Volk zusammengekommen sei. Ich sagte also, ich würde gleich nach der hl. Messe abreisen. Nachdem ich die hl. Messe gelesen und den Segen erteilt hatte, sagte ich den Leuten, ich hätte keine Zeit, heute zu predigen, ich müsse noch weit reisen, um jemand zu beerdigen. Da ich bis ungefähr an den Kraal fahren konnte, ließ ich unsere alte Kutsche zurecht machen — einen wahren Märtyrerkasten — und unseren alten Grauschimmel — nicht grau an Farbe, sondern an Alter — anspannen, nahm alles mit, was ich zur feierlichen Beerdigung brauchte. Die Schwestern hatten alles, was es an Blumen zu dieser Jahreszeit hier gibt, zusammengesucht, und so fuhr ich gleich nach dem Gottesdienst mit einem jungen Burschen als Kutscher ab. Es war schon drei Uhr nachmittags, als wir an Ort und Stelle kamen. Eine große Volksmenge hatte sich eingefunden, wohl der halbe Afzestamm, zwei Häuptlinge mit ihren

Indunas (Beamten) und wohl über 500 Personen, Männer und Frauen. Fast alle waren Christen, aber meistens Wesleyaner. Nur mit Mühe konnte ich an die Leiche heran kommen. Man hatte für sie als die nahe Verwandte mehrerer Häuptlinge einen schönen Sarg gekauft. Die beiden Häuptlinge saßen in der Nähe des Sarges. Ich sagte, man möge den Sargdeckel wegnehmen; derselbe war nur lose aufgelegt. Da lag sie nun, geschmückt mit dem schönen, weißen Kleide, das sie selber sich verfertigt für die Hochzeit ihrer Verwandten. Unter den Blumen, die wir mitgebracht, befand sich auch ein Kränzchen. Ich ließ es ihr auf des Haupt setzen; die übrigen Blumen verteilte ich schön über die Verstorbene und fügte noch einige schöne Bildchen hinzu. Da lag sie, nun selber eine Braut, eine Braut des Himmels.

Alle wollten die Verstorbene noch einmal sehen; ich ließ sie gewähren. Ach, sagten die meisten, wie schön! Die Schwarzen sind im Tod nicht so abschreckend, so entstellt wie die Weißen, selbst nach langer, entstellender Krankheit nehmen sie im Tode eine schöne Gestalt an. Diese Verstorbene war wirklich schön zu nennen. Dann nahm ich die vorgeschriebene Einsegnung vor und ließ den Sarg schließen. Die Häuptlinge und alle beobachteten alle meine Handlungen aufs genaueste. Jetzt wurde der Sarg unter Gebet und Gesang der anwesenden Katholiken hinausgetragen, etwa 300 Meter außerhalb des Kraals, wo schon einige Mitglieder der Familie in ewigem Schlummer ruhten. Nachdem ich die vorgeschriebenen Gebete und Zeremonien verrichtet, wurde der Sarg in die Grube gesenkt und das Grab geschlossen. Hierauf hielt ich eine längere Ansprache an die Versammlung. Die Worte meines Vorspruches waren: „Mutter, weine nicht, das Mägdelein schläft.“ Ich wies hin auf die Auferstehung und das Wiedersehen im Himmel, redete über den Tod eines guten und schlechten Christen und sprach von der Belohnung oder Bestrafung, die im Jenseits auf uns wartet. Als ich geendet, betete ich noch mit den Christen 6 Vaterunser für die Verstorbene, wobei sogar die meisten Protestanten miteinstimmten. Als alles vorüber war, kamen die beiden Häuptlinge und ihre Großen und dankten mir für alles und sagten: „Durch das, was du gesagt hast, hast du allen Schmerz und Kummer entfernt.“

Doch wir konnten uns nicht mehr lange aufhalten, es war schon fünf Uhr geworden und wir hatten noch einen weiten Weg vor uns, wir mußten sorgen, daß wir wenigstens vor der Dunkelheit auf die Straße kamen. Wir nahmen also kurz Abschied und fuhren ab, langsam die Höhe hinan. Oben angekommen, schaute ich noch einmal zurück. Da kam mir der Gedanke: O könntest du doch auf einem Hügel der schmerzhaften Mutter eine Kapelle bauen! Wie schön müßte es sein, wenn morgens und abends das Abeglöcklein schallen würde und diese Armen alle in ihren Hütten niederknieten und der schmerzhaften Mutter und ihrem Kinde ihre Huldigung darbrächten! Aber es war nur ein Wunsch,



Und vergib uns unsere Schuld!

der wohl niemals in Erfüllung gehen wird. Abgesehen davon, daß mir alle Mittel dazu fehlen, kommt noch ein Umstand in Betracht. Der ganze Distrikt vom Umlaasfluß bis zum Umkomaasfluß gehört Farmern. Die Schwarzen wohnen auf diesen Farmen nur als Arbeiter. Diese Farmer sind meistens Schotten, gehören der schottischen Kirche an und wollen von uns Katholiken nichts wissen. Protestanten erlauben sie Schulen und Kirchen auf ihren Farmen zu erbauen, uns aber nicht. Schon zweimal seit einigen Jahren ist es geschehen, daß ein Engländer uns erlaubte, eine Kapelle auf seiner Farm zu bauen. Beide verkauften später ihre Farmen an Schotten und sogleich wurde unsere Kapelle zerstört.

Als wir auf die Straße kamen, war es bereits dunkel, wir hatten keine Laterne und mußten langsam fahren, denn der Weg ging bald bergauf, bald bergab. Auf der Station war man in Unruhe, man glaubte, es wäre uns ein Unglück zugestoßen. Als wir an den Slovfluß kamen, standen dort zwei Schulknaben, die auf uns warteten. Wohlbehalten kamen wir auf der Station wieder an. Und so schließe ich meine kleine Erzählung von „Freud und Leid im Missionsleben“.

„Freunde sterben, Nationen gehen dahin, Denkmäler fallen zusammen;
gute Werke aber bleiben ewig.“

Und vergiß uns unsere Schuld!

Wenn jemand dir ein Leid's getan,
O so vergiß es eilig,
Die Liebe, die sich selbst vergißt,
Sei deinem Herzen heilig.
In dieser Welt voll Müh und Streit
Was frommt dem Herzen Bitterkeit:
Vergesse und vergebe.

Wenn jemand dir ein Leid's getan,
Schnell bitt' es ab statt seiner,
Und hast du sonst ihn lieb gehabt,
So wird dein Lieben reiner.
Und wenn's dir noch so bitter scheint,
O denk, es war nicht böß gemeint,
Vergesse und vergebe.

Wenn jemand dir ein Leid's getan,
Schau, Seele, an deß' Lieben,
Den deine Unbarmherzigkeit
Uns Marterholz getrieben,
Der „Water!“ hat, „sie wissens nicht,
Geh nicht mit ihnen ins Gericht!“
Vergesse und vergebe.

Ja, wenn dir jemand Leid's getan,
Vergiß, vergiß es eilig,
Die Liebe, die sich selbst nicht kennt,
Sei deinem Herzen heilig.
Wer nicht vergißt, was ihm getan,
Den klagt des Nächsten Engel an: —
Vergesse und vergebe!

Karl L.

Das Salesianische Erziehungssystem des ehrw. Don Johannes Bosco

Eine wichtige Neuerscheinung!

Ich habe das Büchlein „Beiträge zum Salesianischen Erziehungssystem des ehrw. Don Johannes Bosco“ von A. Auffray S. S. — Deutsche Ausgabe von D. W. Mut — mit großem Interesse gelesen und ich wünschte nur, daß jeder, der mit der Jugend zu tun hat oder an ihr arbeitet, es gleichfalls täte. Und wenn sich dabei der Leser aus der Fülle der erhabenen Grundsätze und der vortrefflichen Anregungen auf dem Gebiete des so schweren Erziehungswesens aus diesem wertvollen Büchlein nur das eine oder andere zu eigen machte, er würde schon dabei für sich und die ihm Anempfohlenen großen Gewinn davontragen und reichen Segen ernten! Ein Befolgen aber des ganzen, hier so schlicht und doch so musterhaft vorgetragenen Erziehungssystems würde ihn geradezu zu einem Ideal von Erzieher machen. Und gerade im heutigen harten Kampf um die Seele des Kindes, wo jeder christliche Erzieher nicht genug Hilfe und Ermutigung im Schrifttum haben kann, ist dieses Büchlein für ihn ein Lichtblick, bei dessen Studium einem wieder das Herz warm werden kann und man mit doppeltem Mut auch diesen Kampf wieder aufnimmt. Hätten wir nur noch viele solcher erhebenden, wertvollen Schriftchen und noch mehr deren Leser, dann wäre vieles — vielleicht alles gewonnen!

An alle Eltern und die Berufskollegen aber hätte ich die aufrichtige Bitte, für den geringen Preis das Büchlein ihrem Bücherchatz beizufügen, es zu studieren und alsdann selbst weiter zu empfehlen; damit tut man bestimmt ein gutes Werk, und ein „Gotteslohn“ wird nicht ausbleiben.

Joseph P., Lehrer.

(Im St. Josephs-Verlag soeben erschienen; 120 Seiten; Preis RM. 1.50.)

„Dazu ist ja die Kirche geboren, das Reich Christi in aller Welt auszubreiten und so die gesamte Menschheit des Heiles der Erlösung teilhaftig zu machen . . .“

„Freuen dürfen wir uns indessen, daß gerade jetzt in den letzten Jahren jene Ordensgesellschaften, die sich den heiligen Missionen bei den nichtchristlichen Völkerschaften widmen, mit ganz neuem Eifer ihre Mühen und Erfolge verdoppelten, und daß den gesteigerten Arbeiten der Missionare auf Seiten des christgläubigen Volkes jede gesteigerte Hilfe und Unterstützung das Gleichgewicht hält . . .“

(Worte des hl. Vaters Papst Pius XI. aus der Enzyklika vom 28. 2. 1926.)

Ein echt heidnisches Bierfest bei den Tembus

Mount Frere erfreut sich einer sehr schönen Lage. Es ist von sanften Hügeln umgeben, die mit Kraalen geradezu besät sind, welche man nach Hunderten zählen kann. Viele dieser heißblutigen Bewohner gehören bereits verschiedenen Konfessionen an und mehrere hundert Kinder besuchen die protestantische Schule. Aber auch Tausende dieser armen Chamskinder sind noch Heiden, die ihren Himmel in Vielweiberei und Trinkgelagen suchen. Unverhofft kamen wir dieser Tage zu einem echt heidnischen Bierfeste. Unsere Absicht war eigentlich, einen schwer franken Mann zu besuchen mit dem geheimen Wunsche, vielleicht seiner Seele habhaft zu werden. Selbiger war jedoch dort nicht zu finden und niemand konnte oder wollte uns Auskunft geben.

An diesem Tage bot sich unseren Augen ein Schauspiel, das wir noch nie in Natal gesehen hatten, es war ein echt heidnisches Bierfest. In etwa dreißig Kraalen, die in einiger Entfernung auseinander lagen war Bier gebraut worden und große gebrannte Lehmtröge wurden damit gefüllt. Der dazu entsprechende Tanz war jedenfalls schon Wochen vorher geübt worden.

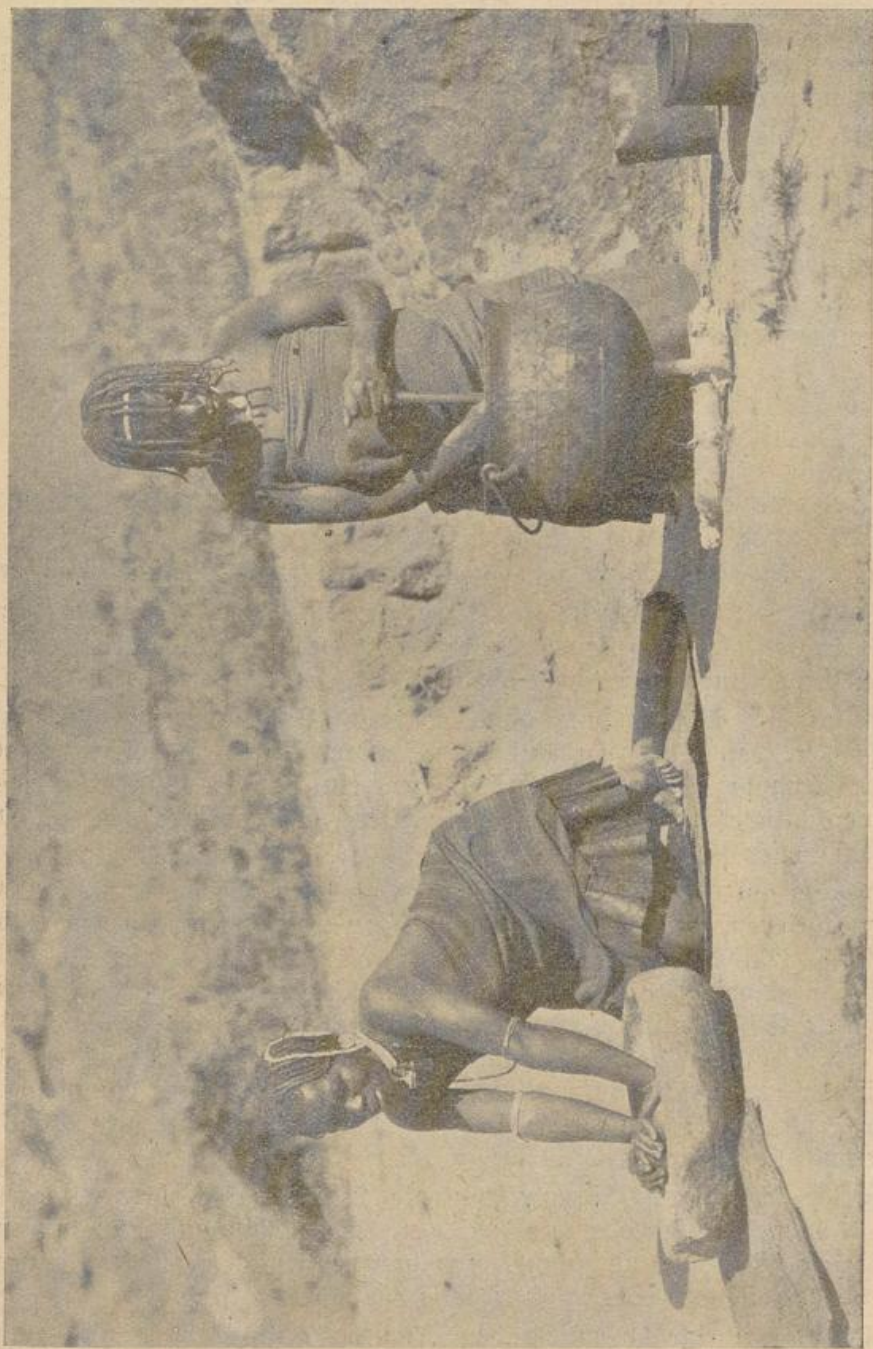
Als erster Aufzug erschienen die Männer, etwa 300 an der Zahl. Alle ritten auf schmucken Basuto-Ponies. Ihr Festanzug bestand aus einem Hemd und einer Wolldecke und die anderen trugen mehr oder weniger das Adamskostüm, d. h. nur um die Lenden hatten alle einen kleinen Schurz. Auf dem Kopfe hatten viele schwarze Federbüsche. Den Männern folgten die heiratsfähigen Burschen, ebenfalls alle zu Pferde. Der Königssohn hielt Aufsicht. Seine ganze Kleiderpracht bestand aus einem Hemd. Zu bemerken ist, daß hier die Schwarzen vielfach Pferde anstatt Rindvieh haben, die auf der Weide herumlaufen und Gras fressen ohne auch nur einen Stall nötig zu haben. Wenn die Männer einen Kraal erreicht hatten, so stiegen sie teilweise ab und teilweise blieben sie auf den Pferden und verkosteten so in langen Zügen von dem bereiteten köstlichen Naß. Wenn der Durst gestillt war setzte sich der Zug wieder in Bewegung zum nächsten Kraal.

Die dritte und wohl interessanteste Gruppe waren die Mädchen. Eine Partie war in Sesuto gekleidet und die andere in Amabaca. Fast ihre ganze Körperbedeckung war glihernder Perlenschmuck. Alle hatten nur ein Handtuch um die Lenden geschlungen, das kaum bis zu den Knien reichte. Die Amabaca-Mädchen hatten am Halse lange gestreifte Bahnen von Stoff, sechs bis acht Meter lang befestigt und schleppten dieselben hinten nach. Auf dem Wege von einem Kraal zum andern schlangen sie den Stoff um sich. Sobald sie aber ihre Tänze aufführen wollten, traten die kleinen schwarzen Schlepenträger, die aus ganz kleinen Buben und Mädchen bestanden, ihren Dienst an und suchten die

Bahnen immer schön auseinander zu halten. Die Haarfrisuren waren alle verschieden und die Perlen glänzten nicht wenig in den schwarzen Wolllocken. Die Sesuto-Mädchen trugen ebenfalls Handtücher um die Lenden und jede hatte vier bunte Tücher so groß wie eine Serviette rings herum am Gürtel befestigt, das heißt, nur an einem Zipfel, sodaß der andere Teil herunter hing und erst beim Tanzen recht zur Geltung kam. Die Beine waren noch von unten herauf bis beinahe zu den Knien mit Perlenschnüren und Blechschellen verziert. Von den letzteren waren etwa sieben an jedem Bein. Alle Mädchen hatten Messingpfeifen und weiße Ruhschwänze, die in der Luft geschwungen wurden oder sich senkten, wie die elastischen Körperschwingungen es verlangten, während sie mit ihren Blechpfeifen lärmten und die Schellen an den Füßen in Bewegung brachten. Die Sonne war glühend heiß und so rannen die dicken Schweißtropfen unaufhörlich zwischen den Perlenschnüren herunter. Als der Tanz beendet war, wurden schwere Bierkrüge in die Mitte gestellt und der kühlende Inhalt wurde sofort ausgetrunken. Jetzt ging es dem Männerzuge nach zum nächsten Kraal. Zwei heidnische Frauen waren die Führerinnen. Sie waren mit Ziegenfellen bekleidet, die mit Perlen verziert waren und um den Hals hatten sie drei Reihen kleiner Ziegenhörner. Zuletzt kam ein Troß von Gesindel, bestehend aus Weibern verschiedenen Alters mit Kindern groß und klein, von denen manche kaum laufen konnten und mit oder ohne etwas am Körper sich nachschlichen um zu schauen, ob die vorhergehenden Prozeffionen etwas in den Töpfen gelassen hätten.

Die Heiden interessierten sich jedoch auch für die Schwester und umringten dieselbe, fühlten den Schleier an und schauten auf das Kreuz halb mit Mitleid und halb mit Entsetzen und stellten viele Fragen, wer der sei, der so angenagelt ist und warum die Menschen das getan hätten. Als sie hörten, daß die Sünden der Menschen schuld seien, sagten sie, daß sie nie etwas davon gehört hätten und daß sie auch nichts dazu getan hätten. Es war jedoch kein geeigneter Tag Erklärung zu geben und so versprachen wir es, ein anderes Mal zu tun. Nun ging es wieder auf den Heimweg zu dem wir mehrere Stunden brauchten.

Unterwegs bemerkten wir noch etwas Bemerkenswertes. Da waren auf einem Platze vier Buben mit fünf Hunden beim Vieh hüten. Der älteste Bube schien das Haupt zu sein und wollte uns zeigen, wie er seine Hunde dressiert hatte. Er tat einen Pfiff und die Hunde liefen was sie konnten und holten aus der Mitte einen scheckigen Ochsen heraus, der sich zuerst nicht wenig weigerte, aber ob er wollte oder nicht, er mußte heran und auf einen Wink trieben sie ihn wieder zurück und dann stellten sie sich wieder bereit für einen neuen Befehl. Der Bursche



Zulufrauen mahlen das Getreide und bereiten das Milchmafla-Bier

pfiff zweimal und in ein paar Augenblicken brachten sie zwei scheußige Kälber und dann auch wieder zurück. Er gab zum dritten Male drei Pfiffe und wieder ebenso schr. wurde ein weißer Ochse gebracht. Jedenfalls hatte jeder Ochse sei verschiedenen Pfiffe und es zeigt, was für ein gewecktes Volk die Amarosa sind. Als die Sonne gerade unterging, erreichten wir wieder Mount Frere sehr ermüdet und erhitzt, jedoch mit der Hoffnung, daß dieser Missionsgang nicht umsonst gewesen sein wird. Und richtig, schon am nächsten Tage kam eine Heidin von dort gelaufen und lud uns ein, wieder zu kommen und ihnen etwas über das Kreuz zu erzählen. Möge Gott geben, daß es in dieser Gegend bald aufgepflanzt wird und das Christentum tiefe Wurzeln schlage.

Das nächtliche Gebet

Von P. Solanus. R. M. M.

... und er brachte die Nacht im Gebete zu, berichtet uns die Hl. Schrift von Jesus.

Vier große Nächte im Leben Jesu sind besonders heilig, nämlich: die Nacht der Geburt Christi; die Nacht am Ölberg; die Todesnacht auf Kalvaria und die Nacht seiner Auferstehung zu Ostern. Wahrlich, ernste große, heilige und gnadenreiche Nächte!

Es war im Monat Juni dieses Jahres 1928, so erzählt mir ein Mitbruder, der Missionar auf der Station N. N. ist, als mir an einem Samstag Morgen ein Mädchen ein ganzes Bündel Briefe mit verächtlicher und siegesbewußter Miene übergab und sagte: „Du das mal lesen —“

Ich ging auf das Zimmer und fing an zu lesen. Es waren 22 Seiten voll geschrieben, nichts als Spott und Hohn und Drohung gegen mich.

Dieses Mädchen hat die Regierung als Lehrerin angestellt und zahlt ihr monatlich 70 Schilling Lohn. In den profanen Fächern steht diese Schule gut, aber was Katechismus oder Biblische Geschichte und die Sittlichkeit der Kinder anbelangt, so liegt alles sehr im argen. Es ist das ganz natürlich und es muß so kommen, wenn ein hiesiger Lehrer nur Schule hält wegen des Gehaltes und um bei dem Schulinspektor gut zu stehen.

Ist die Schule aus, so greift unsere Lehrerin nach dem Spiegel, dem Kamm, der Pomade und nach den Haarnadeln und nun werden die Haare gekämmt und gedreht und ganz entsetzlich groteske Figuren gemacht, worin die Wilden Afrikas große Meister sind.

Manche von diesen entsetzlichen Figuren erinnerten mich an die Haartracht der polnischen Juden in Galizien, an die Frisuren der

Zigeuner und Drahtbinder der Ungarischen Steppen und an die der wandernden böhmischen Musikanten.

Nachmittags ließ ich diese merkwürdige Lehrerin rufen und gab ihr die 22 Seiten zurück, ohne auch nur ein Wort zu sagen und ging dann zur Kirche. —

Es kam die Nacht und ich ging zu Bett. Nach Mitternacht wachte ich auf, kroch aus dem Bett heraus und betete für das irrende Schaf einen Rosenkranz, dann noch einen und noch einen, sodaß der Psalter voll war, schickte dem stolzen Herzen den hl. Segen und dem dicken Kopf der Lehrerin ein paar Tropfen Weihwasser und kroch wieder ins Bett und schlief weiter. Da weckt mich ein Klopfen an der Türe. Ich stehe auf, hänge den Mantel um, mache die Türe auf und frage, wer da ist und was es gibt.

Es war die Lehrerin, die an der Türe stand und sagte: „Vater, ich möchte beichten.“

„Du hast mir ja erst gestern diesen Schmähbrief von 22 Seiten geschrieben, wie vereinbart sich das jetzt mit einer hl. Beicht?“

„Vater mir brennt das Herz und es schwirrt mir der Kopf, ich habe die Schmähbriefe verbrannt und ich bitte um die hl. Beicht.“

„Nun gut, bereite dich gut vor, beruhige dein Gemüt und wenn es Tag geworden, dann kannst du beichten.“ Und so geschah es auch. Soweit unser Gewährsmann und Mitbruder.

Fürwahr, der göttliche Heiland hat nicht umsonst das nächtliche Gebet gepflegt. Auf dem nächtlichen Gebete ruht ein ganz besonderer Segen.



„... Niemand muß für so arm und so nackt angesehen werden, niemand für so schwach und dürstend, als jene, die der Erkenntnis und der Gnade Gottes bar sind. Jedermann muß auch mit Leichtigkeit einsehen, daß jene, die den Armsten aller Menschen Mitleid erweisen, der göttlichen Erbarmungen und Belohnungen nicht verlustig gehen können.“ (Rundschreiben des Hl. Vaters Pius XI. über die Förderung der katholischen Missionen.)

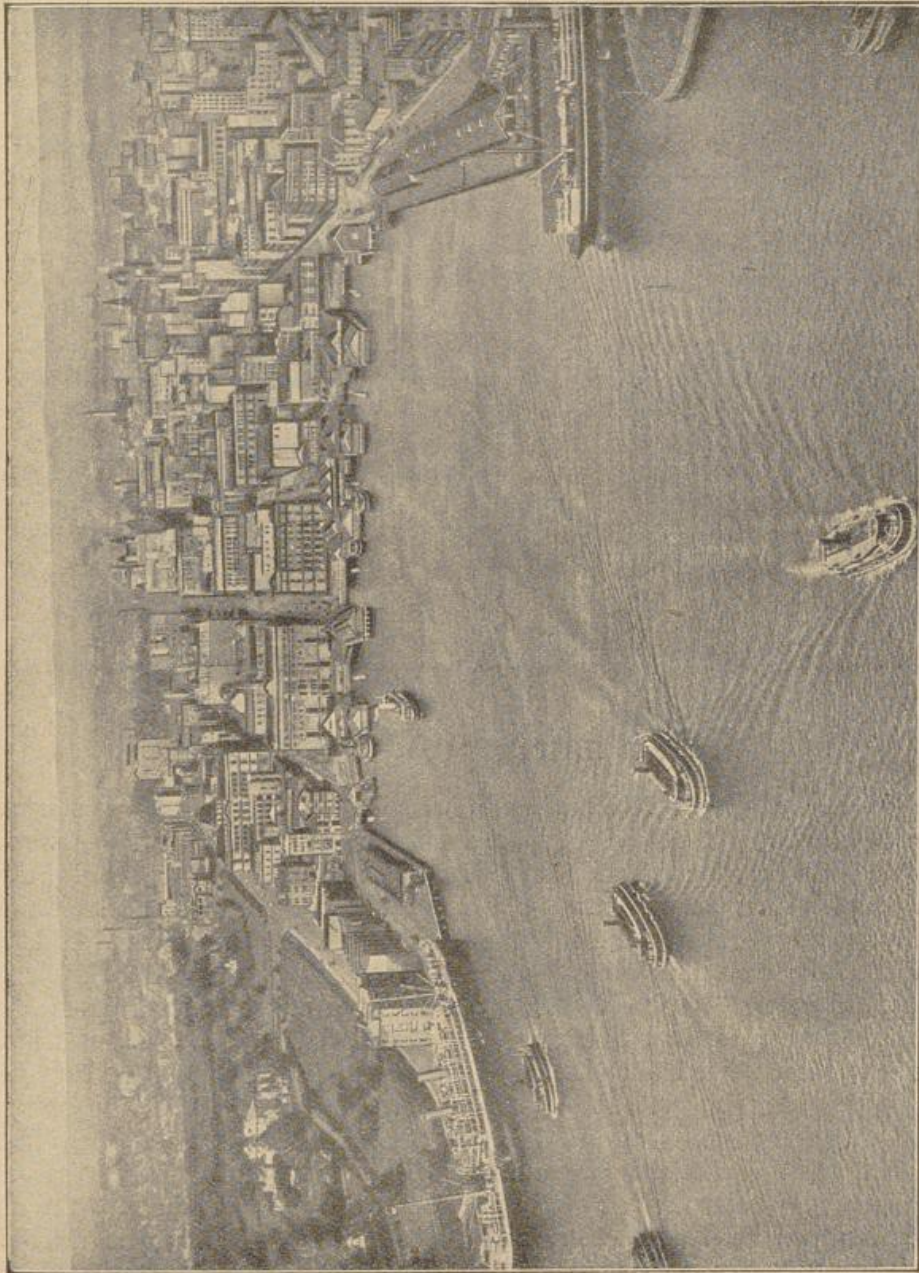
Notizen eines katholischen Missionsarztes

Vor einigen Wochen war ich in der glücklichen Lage, einen missionsärztlichen Kollegen bei mir zu haben, Dr. J. Pattis, jetzt in Rhodesia, der das tägliche Leben und die tägliche Arbeit mit mir teilte. Mehr als je kam ich zur Überzeugung, daß Missionsärzte ebenso wie Missionspriester stets zu zweit arbeiten sollten. Es ist ganz klar, daß die Zusammenarbeit von zwei Missionsärzten von greifbarerem Nutzen sein würde als die Einzelarbeit von drei oder vier solchen Ärzten. Bei den Missionspriestern existiert die Regel, daß auf jeder Station stets zwei beisammen sein sollten, wenn auch die Not gebietet, diese Regel mehr durch die Ausnahme als durch die Beobachtung zu bestätigen. Was die Missionsärzte betrifft, so stehen wir dem Beginn der Entwicklung noch zu nahe, als daß wir für jetzt mehr erwarten dürften als hier und da einen einzelnen Missionsarzt auf den größten Stationen. Nach meiner Überzeugung aber verlangt der praktische Nutzen, daß die Ärzte sobald als möglich paarweise arbeiten.

Während wir beisammen waren, stellte sich eine Anzahl Operationsfälle ein, die wir zusammen in Angriff nahmen. Zusammen besprachen wir noch manche andere Fälle und missionsärztliche Probleme im allgemeinen, ein außerordentlich wertvolles Erlebnis. Zweimal trafen sich alle drei Mariannhiller Missionsärzte 130 Meilen landeinwärts im Hauptquartier von Dr. Kohler zur Vornahme von Operationen.

Im Dezember vorigen Jahres brach eine kleine Typhusepidemie in unsere Knabenschule aus. Innerhalb weniger Tage traten 15 Fälle auf. Die Vorsichtsmaßregeln jedoch, die mit der gütigen Ministerialabteilung für Gesundheit getroffen wurden, verhinderten neue Fälle in der Folgezeit. Die Missionsdruckerei lieferte schnell große Regelplakate in Zulu zur Verhütung der Krankheit. Diese wurden überall aufgehängt und streng auf ihre Beobachtung gesehen.

Wie es scheint, sollen wir auch die Ehre haben, uns so gut wir können, manchen Schwesternklöstern in Natal und Zululand nützlich machen zu dürfen. Gerade vor Weihnachten brachte man uns eine Schwester eines Klosters im Norden, die sich einer ernstesten Operation unterziehen mußte. Gott sei Dank hat sie sich davon gut erholt. Verschiedene Schwestern eines anderen Ordens, die öfter in Mariannhill sind, haben sich auch unserer Behandlung anvertraut. Ein dritter Orden bat um unseren Besuch, und mit der Hilfe des Ortsarztes operierten wir drei Schwestern. Augenblicklich haben wir im Spital eine eingeborene Lehrerin, von einem Kloster eines vierten Ordens uns gesandt zur Vornahme einer schwierigen Operation. Rechnen wir unsere eigenen Schwestern vom kostbaren Blut hinzu, so hatten wir kürzlich die Ehre, für fünf verschiedene Schwesternkongregationen arbeiten zu dürfen. Sie



Der Hafen von Sydney, wo vom 5. — 9. September der eucharistische Kongreß stattfand

alle versichern uns ihres eifrigen Gebetes. Wieviel Segen für unser Werk dürfen wir da nicht in Zukunft erhoffen!

Bald nach Weihnachten wurde auf unserer Missionsstation Lourdes ein „Katholisch-afrikanisch-sozialer Kurs“ abgehalten und war von 200 Lehrern besucht. Dabei durfte ich fünf Vorträge über „Verhütung von Krankheiten in den Häusern der Eingeborenen“ halten. Eine aufmerksamere Zuhörerschaft hätte ich mir nicht wünschen können. Zuversichtlich hoffen wir, daß die meisten Lehrer nun wenigstens eine Ahnung von den Elementargrundsätzen der Präventivmedizin haben und diese Ideen auch auszubreiten sich bemühen werden. Alle behandelten Gegenstände fügten sich großartig ineinander. So ist z. B. die Armut die Ursache für einen großen Teil von Krankheiten. Viele Vorträge nun erklärten, wie durch das praktische Genossenschaftssystem die Eingeborenen ihre sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse verbessern könnten. Andere Vorträge lehrten die besten landwirtschaftlichen Methoden zur Erzielung von besseren und abwechslungsreicheren Ernten, Milchwirtschaft, Bienenzucht usw. Die Kenntnis von Gesundheitsregeln unter den Eingeborenen nimmt immer mehr zu. Zu unserer Freude hat unsere katholische Zeitung für Eingeborene, die *Izindaba Zabantu* (in vier Sprachen), dieses Jahr begonnen, eine Artikelreihe über diesen Gegenstand zu veröffentlichen.

Dr. R. F. Mac Murtrie.

Schutz unseren Glaubensboten

In einem großen Missionsrundsreiben (*Rerum ecclesiae gestarum*) empfiehlt Papst Pius XI. die missionsärztliche Tätigkeit ganz besonders als Mittel um die Heiden für Christus zu gewinnen. Der medizinischen Abteilung war darum auch im Jahre 1925 ein ganz besonders weiter Raum bei der vatikanischen Ausstellung in Rom gewidmet. Es war aber auch vor allem die Absicht des Papstes, dadurch die Aufmerksamkeit weiter Kreise auf den so nötigen gesundheitlichen Schutz des Missionspersonals zu lenken. Reiche Ernte hält unter ihm ein früher Tod infolge des Mangels an sachgemäßer ärztlicher Hilfe. In einer indischen Mission muß man schwerkranke Missionare oder Schwestern in Tragkörben auf dem Rücken von Männern 3—4 Tage weit über Stock und Stein, auf gebirgigen Pfaden und durch Flüsse tragen lassen, um den nächsten Arzt zu erreichen. Im Innern Afrikas ist das oft noch schlimmer. Von den Gilbert-Inseln schreibt ein Missionar, daß er von den zwei nächstgelegenen Ärzten dringend eine Medizin erbat. Bei den weiten Entfernungen und schlechten Verbindungen traf sie von dem einen nach zweieinhalb, von dem anderen nach achteinhalb

Monaten ein. Wenn man bedenkt, was die lange Studien-, Aus- bildungs- und Vorbereitungszeit kostet, wie schwer und unter welchen Auslagen neues Missionspersonal herbeigeschafft werden muß, wie lange es braucht, bis entstandene Lücken ausgefüllt und andere Kräfte wieder eingelebt sind, dann dürfte es wohl als kein Luxus erscheinen, auch das wertvolle Gesundheitskapital der Missionare durch ärztliche Fürsorge entsprechend zu schützen und sich nicht einfachhin in Gleichmut mit Verlusten abzufinden, als ob sie unvermeidlich wären und notwendig zu dem zu zahlenden Preis des missionarischen Opferlebens gehörten.

Es bedeutet darum eine große und wertvolle Hilfe für das Missions- werk, daß im missionsärztlichen Institut zu Würzburg Ärzte ausgebildet werden, die außer der Arbeit im Dienste des Apostolates sich auch die gesundheitliche Obsorge für das Missionspersonal angelegen sein lassen. Die Förderung des Institutes sollte darum die Herzensangelegenheit eines jeden Missionsfreundes sein.

Der Sohn des Bannerherrn

Episode aus dem Kappeler Krieg

(Fortsetzung)

Von Joseph Spillmann S. I.

Nachdruck verboten

Die Gnade kämpfte mächtig im Herzen des Zürchers; aber gewaltig auch bäumte sich die Schlange des Stolzes empor und zischte ihm zu: „Edlibach, du als Bettler hier dein Gnadenbrot essen!“ Und er verschloß sein Herz dem guten Engel und sagte spöttisch: „Zu Euch herüberkommen! Binnen vierzehn Tagen würden mich die Züricher gewaffnet heimholen.“ Dann setzte er kalt bei: „Uns Unvermeidliche muß man sich fügen. Zürich wird nun einmal nicht mehr papistisch; so müssen die Waldstätte den neuen Glauben annehmen; sonst geht die Einheit und mit ihr die Freiheit der Schweiz zu Grunde. Lebt wohl! Ich denke, auch Ihr werdet in kurzem so oder so unserer Meinung werden.“

Hiermit reichte der Patrizier dem Bannerherrn die Hand. Doch dieser nahm sie nicht, sondern sagte: „Edlibach, wir sind von heute an geschiedene Leute; schiedt mir Morgen meinen Sohn zurück.“

„Nicht einmal die Hand zum Abschiedel“ — rief der Patrizier mit schlecht verhaltenem Zorne. „Bannerherr, dieses Schimpfes will ich gedenken.“ Hastig verließ er das Haus.

Bald ertönte der Hufschlag die Neugasse hinab; Edlibach und der Junker ritten Zürich zu. Am Baarer Tore sagte der Säckelmeister: „Junker Frei, schaut Euch dieses Tor gut an; es möchte sein, daß wir bald mit gewaffneter Hand hier einzögen.“

Kolin eilte zu Ammann Soß; dann schloß er sich den Nachmittag in sein Zimmer ein. Seine Tochter hörte ihn unruhigen Schrittes auf und ab gehen. Gegen Abend rief er Hedwig. Sie gingen zusammen nach Sankt Oswald. Unter dem rechten Seitenschiffe der damals schier neuen gotischen Kirche stand ein Gnadenaltar der Mutter Gottes; dort kniete der Bannerherr mit seiner Tochter nieder und betete eine gute Weile. Als er nach Hause kam, war er ganz ruhig. Hedwig saß bei ihm im Zwieltichte der traulichen Stube und ließ geschickt die Spindel rasche Kreise ziehen. Der Vater jagte über das heutige Gespräch mit Edlibach nur das eine Wort: „Es hat sich eine tiefe Kluft zwischen uns geöffnet.“ Nach einer Weile fügte er bei: „Komm, sing mir das Lieblingslied deiner seligen Mutter, ehe wir uns zur Ruhe begeben.“ Hedwig holte ihre Harfe herbei und

sang nach kurzem Vorspiel mit einfachem, frommem Ausdrucke:

„In deinen Schutz und Schirm wir
O heilige Gottesgebärerin! [fliehn,
In allen Nöten woll' zu uns stehn.
Verschmäh nicht deiner Kinder Flehn,
Verscheuche jegliche Gefahr,

Du Jungfrau stark und wunderbar.
Stets sei uns Trost, Fürsprecherin,
Barmherzigkeit und Mittlerin.“

„Amen“, sagte Kolin, als der letzte
Ton verklungen. „Hedwig, bete für
Wolfgang; er wird in diesen Tagen
unseres Gebetes bedürftig sein.“

II. Vom Feinde umgarnt

Edlibach hatte Zürich am späten
Abende erreicht. Sofort ritt er zum
Bürgermeister, um über seine Sendung
Bericht zu erstatten. In der Frühe des
andern Morgens war außerordentliche
Ratssitzung; auch Zwingli wohnte ihr
bei. Erst gegen Mittag kam Edlibach
vom Rathause heim. Er legte Hals-
krause und Kette auf den Tisch und sagte
zu Regula, der alten Magd, die ihm
behilflich war, das bequeme Hauskleid
anzulegen: „Rufe mir den Wolfgang!“

„O der junge Herr Kolin wird gleich
hier sein“, sagte die Alte. „Er war die
ganze Zeit sehr gespannt, was ihm der
Herr Säckelmeister aus den Kantonen für
eine Zeitung bringen werde. Der Herr
hätte ihm auch heute früh — doch nein,
ich will nichts sagen, Amtsgeschäfte gehen
vor, und gar so wichtig! man munkelt
ja, der Zwingli habe es durchgesehen, daß
nun einmal Krieg sein müsse“, — hier
machte das neugierige Mütterchen eine
Pause, und als statt einer Antwort ein
strenger Blick des Rats Herrn sie traf,
sagte sie: „O ich wollte den Herrn Säckel-
meister nicht aushorchen! Abrißens weiß
der Herr, daß die alte Regula nicht eine
von denen ist, die alles an die große
Glocke hängen. Nein, nein, das tu' ich
nicht!“ So redend trippelte sie von
dannen.

Bald ging die Türe auf, und ein
schlanke Jüngling von kaum zweiund-
zwanzig Jahren trat ein, in der Tat eine
Gestalt voll frischen Lebensmutes. Edli-
bach reichte dem Jüngling schweigend die
Hand, und dieser fragte hastig: „Was
bringt Ihr mir Gutes von Zug?“

„Den Krieg“, lautete die kurze Ant-
wort.

„Unmöglich!“ rief Wolfgang. „Mein
Vater kann den Untergang der Schweiz
nicht wollen.“

„Und doch wählt er den Krieg. Nimm
Platz, ich will dir alles erzählen.“ Der
Patrizier zog den Jüngling auf seine
Seite auf einen Stuhl. Dann setzte er

ihm auseinander, wie die fünf Kantone
um keinen Preis die Predigt des Evan-
geliums gestatten wollen; wie dieselben,
was sein eigener Vater eingestanden, den
alten Bündnen entgegen sich mit König
Ferdinand eingelassen, offenbar um das
lautere Evangelium mit Stumpf und
Stiel auszurotten. Zwingli habe ja auch
am letzten Sonntage gepredigt, „nicht
dem Großtürken, nicht dem Woiwoden
gelte die Rüstung des Oesterreichers,
sondern der Bekämpfung des gemeinen
evangelischen Wesens.“

„So geht denn“, schloß der Züricher
Patrizier, „die Einheit und wohl auch
die Freiheit der Schweiz, für welche
unsere Väter so viel Blut vergossen, an
dem Starrsinne der Waldstätte zu
Grunde, wenn nicht Zürichs rasches
Handeln und scharfes Schwert Rettung
bringt. Die Lehre Zwinglis will ich dir
nicht anpreisen; so viel ist gewiß, er hat
sie in öffentlichem Religionsgespräch aus
der göttlichen Schrift erwiejen. Daß im
päpstlichen Regimente mancher Miß-
brauch herrscht, auch vieles sich auf eitel
Menschenwort gegründet, wird kein Ver-
nünftiger bestreiten. Und doch soll um
dieses Pfaffenstruges willen das Vater-
land zerstört werden!“

Die Worte Edlibachs weckten einen
mächtigen Sturm in der Brust des
Jünglings. Obschon mitten im Glaubens-
streite aufgewachsen, war ihm nie die
Ahnung gekommen, daß dieser eine so
ernste Gestalt annehmen werde. Mit
vielen hatte er bis dahin die Hoffnung
gehegt, die Parteien würden sich aus-
söhnen; das Falsche und Unwahre,
welches sein klarer Verstand in der Lehre
Zwinglis erkannte, werde ausgeschieden
und verlassen; aber auch auf der andern
Seite müßten die Mißbräuche beseitigt
werden, welche die Kirche Gottes ent-
weder wirklich entstellten oder ihr in
jenen Sagen massenhaft angedichtet
wurden. Diese Ansicht hatte in dem
Herzen des Jünglings um so leichter

Wurzel gefaßt als sie mit seinen Wünschen übereinstimmte. Was der Mensch wünscht, das glaubt er ja auch gerne. Wolfgang teilte aber seine Liebe zwischen Zürich und Zug. Zug war seine Vaterstadt; dort wohnten die Seinen. Allein auch Zürich war ihm teuer; hier hatte er seit dem zwölften Jahre mit geringer Unterbrechung gewohnt und war im Hause

So fesselte manches Band von Neigung und Freundschaft das warme Herz des Jünglings an Zürich. Was Wunder, daß da die Worte Edlibachs einen heftigen Kampf in seiner Brust wachriefen? Zürich und Zug umfing er mit gleicher Liebe, und nun standen sie feindlich gegenüber. Auf welche Seite sollte er sich jetzt stellen? Auf der einen Seite fiel



Unser tägliches Brot gib uns heute!

Edlibachs fast wie dessen Sohn aufgewachsen. An der berühmten Schule am Grossmünster hatte er seine Studien gemacht; als dann vor vier oder fünf Jahren auch an ihr die Reformation durchdrang, hatte er sie auf Geheiß seines Vaters verlassen, war aber im Hause des gewandten Säckelmeisters geblieben, welcher den heranwachsenden Jüngling in die Handelsgeschäfte einführte.

der Glaube der Väter zwar noch immer schwer in die Waagschale, aber doch nicht so entscheidend, wie wir es an seinem Vater gesehen. Auf der andern Seite schnitt ihm der Gedanke tief in die Seele, daß ob des starren Festhaltens an diesem Glauben die Einheit und Freiheit des Vaterlandes scheitern könnten. Die Lehre Zwinglis ließ ihn kalt und stieß ihn zurück; aber der Bundesbruch der Kan-

tone — denn dafür hielt er gleichfalls ihr Bündnis mit Ferdinand — empörte sein von Freiheitsinn und Vaterlandsliebe glühendes Herz.

Der Patrizier beobachtete mit scharfem Blicke den Kampf, den seine Rede entfesselt hatte. Nach einer langen Pause sagte er: „Nun, Wolfgang, was werde ich hören? Billigst auch du das Bündnis mit Ferdinand?“

„Nie — solange ich lebe!“ rief der Angeredete. „Ich will fort, ich will nach Zug, ich will meinem Vater Vorstellungen machen; er kann, er darf, er wird die Freiheit unseres Vaterlandes nicht opfern.“

„Wolfgang, du bist ein braver Junge! Ich wußte es ja; ich kannte dein Schweizerherz. Doch beruhige dich: Zürich hat noch Männer, welche bereit sind, das Auserste von der Heimat abzuwehren, und ich zähle darauf, daß auch du dich dem Vaterlande nicht entziehen wirst. Verstehe mich wohl; du brauchst deshalb deine religiöse Überzeugung nicht zum Opfer bringen. Es handelt sich einfach darum, die Kantone zur Herausgabe ihres Bündnisses mit Ferdinand zu zwingen. Bist du bereit, hierzu mitzuwirken?“

„Unbedenklich!“ sagte Wolfgang rasch.

„Gut“, erwiderte Edlibach. „Ich werde dir im rechten Augenblick sagen, wie du zur Rettung des Vaterlandes beitragen kannst. Jetzt komme mit hinab ins Wohnzimmer; du mußt doch Agnes „Lebewohl“ sagen.“

Als Edlibach, Wolfgang an seiner Hand, die freundliche Stube betrat, sah die Tochter des Patriziers in einem Erkerfenster am Sticrahmen. Agnes zählte mit Recht zu den schönsten Mädchen Zürichs; ihr Vater wußte es und war stolz darauf.

„Agnes“, redete er die Tochter an, „Wolfgang will uns verlassen.“

„Ihr scherzt nur, lieber Vater“, sagte das Mädchen, erschrocken vom Sitze aufstehend.

„Nein, liebe Agnes“, erwiderte der Jüngling; „es ist leider so; ich muß dir und den Deinen auf bestimmte Zeit „Behüt' Gott“ sagen. Morgen reite ich nach Zug.“

Bei diesen Worten trafen sich die Blicke der jungen Leute, und Edlibach bemerkte, wie beiden das Blut in die Wangen schoß. Ein feines Lächeln spielte

um den Mund des klugen Säckelmeisters; er ließ den beiden einen Augenblick ihre Verlegenheit fühlen, dann sagte er: „Ei, meine lieben Kinder, ihr tut ja so schüchtern, als ob ihr euch zum erstenmal sähet, und doch wohnt ihr nun so viele Jahre unter demselben Dache. Agnes, mache unserem Wolfgang den Abschied nicht allzuschwer. Es wird wohl nicht lange dauern, bis wir den Starrsinn der Kantone gebrochen haben; dann soll uns ein frohes Wiedersehen vereinigen. Jetzt plaudert noch eine gemüthliche Stunde, bis die alte Regula das Abendbrot bringt. Ich habe noch Amtsgeschäfte. Heute Abend werden die Junker Frei, Escher und Lavater hierher kommen, um mit dir, Wolfgang, einen Becher zum Abschiede zu trinken.“

Hiermit ließ er die beiden allein. „Kolin“, sagte er zu sich selber, als er die Treppe hinabstieg, „das sei meine Rache für deinen schnöden Abschied! — Dein Sohn ist unser.“

Wolfgang hatte Agnes von Jugend auf geliebt, wie sich Geschwister lieben. Seit Jahresfrist war noch ein anderes Gefühl in seiner Brust erwacht, das er sich lange zu verhehlen suchte. Nie hatte er mit Agnes darüber gesprochen; aber jetzt, da er scheiden sollte, drängte es ihn, ein Wort zu seiner Jugendgespielin zu reden.

„Agnes“, hob er endlich zagend an, „wirst du dich meiner erinnern, wenn ich nicht mehr hier bin?“

Als der Jüngling aufschaute, siehe, da flatterten zwei zahme Tauben, die er vor Jahren der Gespielin geschenkt hatte, durch das offene Erkerfenster herein und setzten sich auf den Sticrahmen. Agnes liebte die zutraulichen Geschöpfe und sagte: „Die Täubchen werden mich ja stets an dich erinnern.“

Da fragte der Jüngling mutiger: „Wirst du mich auch lieben, wenn ich euern Glauben nicht annehme?“

„Ei“, sagte das Mädchen verwundert, „du hast ja neulich dem Vater versprochen, unsern Glauben anzunehmen, wenn die Deinen in Zug ein Gleiches täten, weil ja, wie du selbst sagtest, die Schweiz in allem einig sein müsse. Die papistische Lehre wird aber bald, wie Zwingli am vorigen Sonntag so feurig predigte, mit der Schärfe des Schwertes ausgerottet.“

Wolfgang wollte antworten; da trat die alte Regula ein. Sie breitete weißes Linnen über den Tisch und stellte für das

Abendessen die blanken Keller zurecht. Agnes half ihr.

Nach dem Abendessen kamen die Eingeladenen, Junker Frei, den wir schon kennen, und zwei andere junge Patrizier, ein Escher und ein Lavater, die mit Wolfgang die Großmünsterschule besucht hatten. Der Becher freifte fröhlich, und der perlende Nestenbacher, den Edlibach dem scheidenden Wolfgang zu Ehren aus dem Keller holen ließ, machte gesprächig. Die jungen Züricher redeten viel und hitzig vom „lautern Gotteswort“, vom „papistischen Unrat“, von den „bundesbrüchigen Kantonen“; aber der Jüngling hörte lange nicht alles — sein Geist war anderswo. Die Wächter verkündeten die zehnte Stunde. Edlibach erhob sich und brachte Wolfgang den Scheidetrunk. Die Becher klangen, man schüttelte sich die Hände, und der Jüngling hatte das Versprechen gegeben, in politischen Angelegenheiten treu mit Zürich zu gehen; denn nur so möge dem Unheile gesteuert werden, das über die Schweiz heraufziehe. Dann gingen die Gäste.

In derselben Nacht hörte Wolfgang jede Stunde vom Großmünsterturm herab schlagen. Es war ihm eigentümlich zu Mute. Das Gespräch mit Edlibach, die Worte von Agnes, der Abschied von den Schulgenossen, die Heimkehr zu den Seinen — alles ging Bild für Bild an seiner Seele vorüber und vercheuchte den Schlummer von seinen Augen. Er fühlte, daß er an einem Wendepunkt seines Lebens angekommen sei — oder hatte er ihn bereits überschritten?

Der volle Mond schien hell in sein freundliches Schlafzimmer und zeichnete die runden Buzenscheiben auf Wand und Fußboden. Mitten im Fenster war ein altes, schönes Glasgemälde eingefügt, die seligste Jungfrau mit dem Jesuskindelein auf dem Arm. Wolfgang hatte es gerettet, als vor ein paar Jahren von Rats wegen die Bilder in den Kirchen zerbrochen wurden. Jetzt kam es dem Jünglinge vor, das vom Mondlichte blaß erhellte Bild schaute ihn gar ernst und wehmütig an. „Heilige Maria“, sagte er unwillkürlich, „nicht dich versprach ich zu verlassen.“ Nach einiger Zeit stand er auf, öffnete das Fenster und schaute in die Nacht hinaus. Ein leiser Luftzug spielte mit seinen Locken und fühlte seine glühenden Wangen. Alles war still; er hörte deutlich das Rauschen des Brunnens drunten im Hofe. Da schlug es

Mitternacht. Die Schläge der Uhr zogen seinen Blick auf das nahe Münster hin. Majestätisch stand der herrliche Bau vor ihm mit seinen zum Himmel strebenden Formen, wie sie ein Gott liebendes Geschlecht erfand und voll Kraft und Ausdauer verwirklichte. Raum war ein Menschenalter verflossen, seitdem unter dem großen Bürgermeister Hans Waldmann das Einfügen der letzten Steine die Türme zum Abschlusse gebracht hatte. Wie vieles war seither verändert! Der Jüngling dachte daran, als er seinen Blick auf dem Baue ruhen ließ und hoch oben am Turme die Riesengestalt Karls des Großen, des StifTERS, in Stein gemeißelt, sitzen sah. Ernst und groß schaute der Kaiser herab, und das goldene Schwert quer über seinen Knien blinkte im Mondlicht. Eine alte Sage kam ihm in den Sinn, gemäß welcher der Held dereinst, wenn das Maß der Ungerechtigkeit voll sei, mit gezücktem Schwerte zur Rache herabsteigen werde. Wolfgang fragte sich, ob jene Stunde noch fern sei, und es kam ihm der Gedanke, ob nicht auch er im Begriffe stehe, sich der Schuld Zürichs teilhaftig zu machen. „Nein“, antwortete er sich, „mit ihrem Glauben will ich nichts zu schaffen haben.“

Dann schweifte sein Blick über die rasch dahineilende Limmat, über den düstern „Wellenberg“, den trotzigen Gefängnisturm, der sich aus ihren Fluten erhob, und ruhte endlich auf dem mondbeglänzten See. Dort war er vor einer Woche mit Agnes und Edlibach im Rahne gefahren, und das Mädchen hatte wundervoll alte Volkswesen zur Laute gejungen. In Gedanken versunken schaute der Jüngling lange dorthin; erst da die Wächter zwei Uhr verkündeten, legte er sich zur Ruhe.

Als die Morgendämmerung bereits anbrach, fiel er endlich in einen kurzen, unruhigen Schlummer. Die Eindrücke, welche er soeben empfangen, verwoben sich zu einem seltsamen Traume. Es schien dem Jüngling, als fahre er wieder mit Agnes im Rahne; aber noch viel Volk, darunter Edlibach und Frei, waren in kriegerischer Rüstung mit im Schiffe; Fahnen flogen und Waffen blitzten. Da war ihm mit einem Male, als käme der steinerne Karl über die Wasser dahergeschritten mit drohend erhobnem Schwerte. Und sie kämpften gegen ihn; aber der Rede zerschmetterte

mit dem ersten Streiche den Rahn, und alle waren am Versinken. Agnes hatte sich an Wolfgang festgeklammert und zog ihn in die Tiefe. Da stand plötzlich, er wußte nicht wie, das Muttergottesbild seines Fensters, seine Schwester Hedwig an der Hand, zur Stelle, und letztere reichte ihm einen schönen Kranz weißer Rosen mit den Worten: „Komm, wir wollen ihn der lieben Mutter Gottes von Einsiedeln bringen!“ In diesem Augenblicke wurde der Jüngling durch lautes Pochen an die Türe geweckt.

Es war die alte Regula, die ihn mahnte, die Sonne steige bereits hinter den Bergen herauf. Rasch warf sich Wolfgang in seine Kleider und eilte hinab in die Familienstube, wo ihn Edlibach und seine Tochter bereits erwarteten. Der Abschied war kurz, aber herzlich, wenigstens von seiten der jungen Leute. Agnes gab Wolfgang auch noch viellicke Grüße mit an seine Schwester Hedwig. Dann drückte man sich die Hand, es hieß „Behüt' Gott“ und „Auf Wiedersehen“, und der Jüngling schwang sich in den Sattel.

Die Leute schauten ihm nach, wie er so leicht und frisch von dannen ritt in seinem blauen, knapp anliegenden Wamsse mit den weißen Schlitz, das Barett mit der nickenden Feder auf den braunen Locken. Als er am Helmhaufe vorüberkam, konnte er nicht umhin, sein

Augen zum Münsterturme zu erheben und den steinernen Karl zu betrachten. Von der Morgensonne verklärt, schaute die Riesengestalt majestätisch herab auf das Treiben einer traurigen Zeit; das Schwert flammte wie brennendes Feuer. Nachdenklich ritt der Jüngling über die große Limmethbrücke und zur Siehlpforte hinaus dem Albisberge zu.

Als er die Höhe erreicht hatte, band er sein Köhlein an eine Buche und setzte sich am Waldbesäume in den Schatten einer Hafelstaude. Von da aus bot sich dem Auge nach Nord, West und Ost ein wunderbarer Fernblick. Tief unten lag der liebliche blaue Zürichersee mit seinem frischgrünen Kranze von Weinbergen, aus welchem Weiler und volkreiche Flecken mit ihren weißen Häusern und schlanken Kirchtürmen hervorlugten. Wolfgang aber schaute nur auf einen Punkt, auf die stolzen Türme und Zinnen von Zürich. Lange ruhte sein Auge auf dieser Stadt, die seinem Herzen so teuer geworden; dann raffte er sich auf und sagte:

„Agnes muß mein Weib werden um jeden Preis!“

„Auch um den Preis meines Glaubens?“ fragte sein Gewissen.

„Nein, nein!“ — „Aber darum wird es sich auch nicht handeln“, suchte er sich zu beruhigen.

III. Auf abschüssiger Bahn

Wolfgang weilte nun seit einigen Tagen wieder im Vaterhause. Seine Schwester Hedwig hatte ihn mit herzlicher Freude empfangen. Wie es oft unter Geschwistern zu gehen pflegt, waren auch ihre Herzen um so inniger verbunden, je seltener es ihnen gestattet war, unter demselben Dache zusammen zu leben. Und namentlich jetzt, da Hedwig mit dem feinen Gefühle einer Schwester ahnte, wie nötig es sei, das Herz des Bruders die stärksten Bande an das Vaterhaus zu knüpfen, überhäufte sie Wolfgang mit Beweisen ihrer Liebe. Sie tat dies um so mehr, als ihr eine gewaltige Veränderung ihres Bruders auffiel. Sein sonst so fröhliches und heiteres Wesen war einem beinahe trüben Ernste gewichen. Wie sollte sie das deuten? Eines tröstete Hedwig: er betete noch mit ihr alle Abende vor dem Bilde der schmerzhaften Mutter Gottes — seinen Glauben hatte er also nicht verloren!

Der Vater weilte die ersten Tage nicht zu Hause; er war im Auftrage des Rates auf eine Tagssatzung nach Luzern geritten. Plötzlich kam er an und grüßte kurz seinen Sohn: „Ah, Wolfgang! Gut, daß du da bist. Der Züricher Kezer hat es nun wirklich so weit gebracht, daß der Krieg kaum mehr zu vermeiden sein wird. Heute hat Hans Edlibach im Auftrage des Rates von Zürich das Kloster Muri besetzt — so weit ist es mit dem Manne gekommen! — und morgen stehen wohl die Banner von Bern und Zürich an unserer Grenze. Waffne dich! Du mußt heute noch mit unserem Aufgebote gen Rappell!“ Mit diesen Worten eilte er fort auf das Rathhaus.

Eine Stunde später liefen die Weibel und Stadtknechte von Haus zu Haus und brachten den Befehl des Rates, daß sich bei Leib und Leben alle waffenpflichtigen Männer beim Vesperläuten auf dem Platze unter der Linde zu versammeln

hätten. Was wollte Wolfgang tun? Die Kunde vom Ausbruche der Feindseligkeiten war so unerwartet rasch gekommen, daß er in diesem Augenblicke unmöglich den Vater zum Frieden stimmen konnte. Er beschloß also, seinem Befehle vorderhand zu entsprechen und sich zu waffnen. „Im Lager“, dachte er, „wird sich wohl Gelegenheit finden, nach der Meinung Edlibachs zu wirken.“

So zog er denn mit dem Stadtfähnlein aus. Sags darauf, es war am zehnten des Brachmonates, traf auch das Hauptbanner an der Züricher Grenze ein, zugleich mit den Bannern von Uri und Schwyz, und es würde wohl an diesem Tage zur Schlacht gekommen sein, wenn es nach dem Wunsche des Züricher Reformators gegangen hätte, welcher hoch zu Pferde, eine Hellebarde auf der Schulter, mit den Seinen ausgezogen war. Aber es gelang dem Giarner Landammann Abli, zu vermitteln, und mit Not kam auf den Tagen zu Narau und Steinhäusern der „Landsriede“ zu stande, worin sich die katholischen Kantone verpflichteten, das Bündnis mit König Ferdinand aufzugeben.

Wer war über diesen Ausgang erfreuter als Wolfgang? Er hatte mit seinem Vater gesprochen und ihm gesagt: „Gebt um Gottes willen diesen Bund mit Osterreich auf! Zürich duldet es nicht, und seine mit Bern verbundene Macht wird die kleinen Kantone zermalmen. Es handelt sich ja nicht um unsern Glauben; es handelt sich einzig um dieses Bündnis mit Ferdinand.“

„Es handelt sich wohl um den Glauben“, hatte ihm der Vater kopfschüttelnd erwidert; „der Bundesbrief mit Ferdinand ist nur ein Vorwand, um das Gehässige des lange gewollten Bürgerkrieges auf die Anhänger des alten Glaubens zu wälzen. Doch sei es, wir wollen ihnen auch diesen Vorwand entwinden.“

„Gott sei Dank!“ hatte Wolfgang unwillkürlich gerufen. Da schaute ihm der Vater mit seinen klaren, durchdringenden Blicke scharf in die Augen und sagte: „Du schwärmst ja ganz für Zürich. Du hast mir zwar vor wenigen Tagen deine treue Anhänglichkeit an den alten Glauben beteuert und ich glaube deinem Worte. Aber“, fügte er mit erhobenem Finger bei, „nimm dich in acht! Ich kenne das Band, das sie dir um dein argloses Herz geschlungen.“ Und als Kolin sah, wie Wolfgang errötete, sprach er mit Nachdruck: „Mein Sohn wird

niemals einer Zwinglianerin seine Hand geben, und wäre es auch Edlibachs Tochter.“

Damit hatte er den Jüngling seinen Gedanken überlassen.

Inzwischen war der Friede geschlossen und besiegelt, und die Heere wurden entlassen.

Wolfgang kehrte heim und sollte nun das Geschäft des Vaters übernehmen. In der Schweiz waren damals Staatsmänner von Beruf etwas Unbekanntes; sie alle bebauten das Erbe der Väter oder pflogen eines Handwerkes, und erst bei vorgerücktem Alter übertrug die Gemeinde den geachtetsten und geehrtesten Männern Amt und Würde. Auch dann nahmen bei der Einfachheit des Regiments die öffentlichen Geschäfte in ruhigen Zeitaläufen wenig Mühe in Anspruch. So hatte auch Kolin von seinem Vater eine Tuchhandlung ererbt und durch seine Verbindung mit lombardischen und venezianischen Kaufleuten bedeutend erweitert. Bisher hatte er sie mit Lust und Liebe selbst geleitet: jetzt dachte er seine Kraft der bedrängten Lage des Vaterlandes zu widmen und überließ daher die Handelsgeschäfte seinem Sohne. Wolfgang ging mit Eifer an die Arbeit. Er dachte: „Wenn ich die Liebe meines Vaters in vollem Maße gewonnen habe, so wird er meinem Glücke nicht im Wege sein können.“

Der Sommer war vorüber und der Herbst mit seiner Fülle gekommen. Drüben am Züricher See feierten sie die frohen Tage der Traubenlese. Da kam eines Morgens der alte Peter, der Zürichbote, und brachte ein kleines Briefchen an Wolfgang. Als dieser die Aufschrift las, wurde er so verwirrt, daß er ganz vergaß, dem Boten seinen Lohn zu geben.

„He“, sagte der Peter, „ich dächte doch, das Briefchen wäre des Botenpennigs wohl wert.“

„Habe ich Euch noch nichts gegeben? — Hier!“ Der Jüngling griff das erste beste Stück aus seinem Beutel hervor.

„Oho! Ein Sechsbäzner, so wahr ich der Zürichbote bin“, rief der Alte. „Nun, ich danke dem jungen Herrn! Wußte ja, daß das Briefchen eines so schönen und reichen Jungfräuleins willkommen sei — werde wohl morgen eine Antwort mit nach Zürich hinüber nehmen?“

„Gewiß, Peter, spricht morgen vor“, sagte Wolfgang.

Der Brief war wirklich von Agnes Edlibach; sie zeigte ihm an, auf Montag vor Sanft Galli sei in des Vaters Weinbergen bei Adligenswyl Traubenlese, und wie sie hoffe, daß ihr „alter Jugendgesell, auch viellieber Bruder und Gespieler“, auf gemeldeten Tag bei ihnen vorsprechen werde. Dem Jüngling lief es heiß durch die Adern. Wohl ein Duzend Mal durchlas er die wenigen Zeilen; dann faltete er das Papier, schob es in die Brusttasche und stürmte die Treppe hinauf zur Stube, wo der Vater eben mit dem Lesen wichtiger Aktenstücke beschäftigt war.

„Vater“, rief er, die Süre aufreißend, „die Edlibach laden mich auf nächsten Montag zur Weinlese.“

„Wer schreibt?“ fragte der Bannerherr kühl.

„Agnes“, erwiderte Wolfgang errotend.

Kolin erhob sich und machte, sichtbar erregt, einige Gänge durch das Zimmer. Dann blieb er plötzlich vor seinem Sohne stehen und sagte fest: „Wolfgang, du gehst nicht hin.“

Wie ein Donnerschlag trafen die Worte den Jüngling. Mit Mühe sammelte er sich und wollte dem Vater antworten, obwohl ihm bekannt war, wie schwer derselbe zur Aenderung eines einmal gefaßten Entschlusses vermocht werden konnte. Aber Kolin ließ seinen Sohn nicht zu Worte kommen. „Keinen Widerspruch!“ rief er ihm zu. „Du weißt, was ich dir im Lager zu Rappel sagte: ich will keine Zwinglianerin zur Schwiegertochter, und wäre sie auch aus Edlibachs Hause. Und jetzt nun einmal gar nicht. Der Säckelmeister Edlibach ist falsch an mir gewesen, und ich fürchte, er ist auch falsch an dir.“

„Vater, Ihr seid unbillig“, sagte Wolfgang voll Unmut.

„Verblendeter Knabe!“ erwiderte der Bannerherr.

„Edlibach ist ein Ehrenmann“, fuhr der Jüngling heftig fort; „er meint es gut mit der Schweiz; er hat Euch das Leben gerettet —“

„Und jetzt hat er seinen Glauben verleugnet“, unterbrach ihn der Vater scharf. „Wer Gott und seiner Kirche die Treue nicht hält, dem mag auch ich nicht mehr trauen. Jetzt kein Wort mehr — du gehst nicht nach Zürich!“

Glühend heiß schob dem Jünglinge das Blut in das Antlitz und Tränen tra-

ten ihm in das Auge. Aber ein Blick auf den Vater, der streng vor ihm stand, drängte das aufwallende Gefühl zurück und erstickte die Bitte, die ihm auf den Lippen schwebte. Zitternd vor Aufregung verließ er das Zimmer und stürmte an Hedwig vorüber die Treppe hinunter. Es trieb ihn hinaus ins Freie. Erst als er die Mauern des Städtchens hinter sich hatte und auf einsamem Pfade zwischen Haselhecken bergansteigend den schönen Buchenwald erreicht hatte, der heute noch den Abhang des Zugerberges großenteils bedeckt, wurde er ruhiger.

Es war ein sonniger Herbstnachmittag; die Landschaft lag mild und klar da; nur im äußersten Westen schwebte ein leichter blauer Duft über den Umrissen des Lindenberges und dem Tale der Reuf. Die Wälder prangten in den Farben des Herbstes; ein leichter Wind rauschte in den Kronen der Bäume und löste hin und wieder ein falsches Blatt von seinem Zweige. Zitternd fiel es nieder, und der Waldbach, der in festen Sprüngen längs des Pfades von Felsblock zu Felsblock eilte, nahm es mit und trug es talwärts. Eichhörnchen spielten auf dem Waldboden, knupperten Buchnüsse und kletterten behende auf die Bäume, als die Schritte des Jünglings nahten. Er sah aber nichts von all der Schönheit und dem milden Frieden, der ihn umgab. Das Herz des Menschen gleicht den Alpenseen; nur wenn es ruhig ist, kann es die Bläue des Himmels und die Pracht der Natur widerspiegeln, nicht aber, wenn der Sturm der Leidenschaft es in seinen Tiefen aufwühlt.

Am glatten Stamm einer hohen, weitgeästeten Buche setzte sich Wolfgang. Es wogte noch in seinem Busen, und er rang nach einem Entschlusse. Der gute Engel rief ihm zu: „Gehorche dem Vater!“ Der böse flüsterte ihm ein: „Hast du dich nicht abgemüht, seine Liebe zu gewinnen? Und jetzt ist er so hart und grausam. Du bist kein Kind mehr, handle wie ein Mann!“ Und dann trat Agnesens Bild vor seine Seele — auf welche Seite wird sich die Schale neigen?

Spät am Abend kehrte Wolfgang heim; er eilte sofort auf sein Zimmer und schloß sich ein. Alsdann zog er einen Streifen Papier hervor, schrieb mit zierlichen Buchstaben ein Briefchen, siegelte es und barg es in seiner Brusttasche. Dann verließ er unbemerkt das Haus, um den Zürichboten aufzusehen.

In der Altstadt steht noch heutzutage neben dem Kornhause ein altes Gebäude, jetzt freilich vielfach umgebaut, genannt „zur Fischerstube“. Dort pflegten Schiffer, Boten, Fuhrleute Herberge zu nehmen, während der vornehmere Fremde lieber in dem stattlichen Eckhause gegenüber, „zum Schwanen“, abstieg. In der Fischerstube vermutete Wolfgang den Boten.

Die rüstige Frau Wirtin staunte nicht wenig, als sie den jungen Kolin in den düstern, von einem Kienpane nur dürftig erhellten Hausflur treten sah. Mit gewaltigen Knicken empfing sie den „weisen, fürsichtigen und gestrengen jungen Herrn“, wie sie ihn anredete, und fragte, was seines Begehrens sei.

„Ist der Zürichbote nicht hier?“ war die Frage.

„O ja, der sitzt im hinteren Stübchen und läßt sich's wohl sein. Als ich ihm beim letzten Schoppen die Zecher machte, warf er einen blanken Sechsbäcker auf den Tisch — so hoch hat er's nicht alle Tage. Doch will der gnädige junge Herr sich hereinbemühen. — Peter! reiß dir

den Most aus den Augen; der gnädige, feste und fürsichtige Herr Kolin hat mit dir zu schaffen.“

Hiermit ließ die gesprächige Frau den Jüngling in ein Hinterstüblein eintreten und schloß die Türe, legte aber sofort Auge und Ohr an eine Spalte, um zu erfahren, was denn in aller Welt der junge Herr mit dem Boten zu verhandeln habe. Sie konnte aber so nicht zum Ziele kommen; es war zu dunkel im Stübchen, und die beiden redeten leise.

Wolfgang übergab dem Boten den Brief zugleich mit einem nagelneuen Luzerner Schilling und erklärte ihm, wie er instänftig die Briefe von Zürich ja nicht seinem Vater, sondern nur ihm allein abgeben sollte.

Schmunzelnd steckte der Alte das Geldstück ein. „Ich verstehe“, sagte er lachend; „sei der junge Herr nur unbekümmert; er wird wohl bald von dem schönen —“

„Still!“ rief der Jüngling; „wenn die Frau Wirtin es hört, so weiß es morgen die ganze Stadt.“

(Fortsetzung folgt.)

Helft mit an der Ausstattung des Pius-Seminars in Würzburg. Alle Vertretungen nehmen auch die geringsten Gaben dankbar entgegen!

Gebete und Opfer, die die Marianhiller Mission für die Wohltäter Gott darbringt:

Jeden Tag werden zwei hl. Messen gelesen, eine für die lebenden, eine für die verstorbenen Wohltäter.

Am Sonntag wird für die Wohltäter ein Hochamt gehalten.

In all unseren Häusern und auf allen Missionsstationen wird jeden Tag von Missionaren und schwarzen Christen besonders für die Wohltäter gebetet.

In allen Häusern wird monatlich eine Novene für die Wohltäter gehalten.

Für die Mitglieder des „Großen Liebeswerkes vom heiligen Paulus“ wird jede Woche noch eine hl. Messe gelesen, außerdem liest für sie auch jeder neugeweihte Priester eine hl. Messe und es wird für sie auch alle Monate von allen Mitgliedern der Genossenschaft eine hl. Kommunion aufgeopfert.

Alle unsere Wohltäter haben Anteil an allen guten Werken und Verdiensten unserer Mission.

Gebetserhörungen

Kleinrinderfeld H. H.: Herzlichsten Dank der lb. kleinen hl. Theresia für große Linderung der Nervenschmerzen.

Breslau M. W.: Innigen Dank dem hl. Joseph, der Mutter Gottes, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus und zu Ehren des mit dem Tode ringenden Herzen Jesu. Zum Dank für erhörtes Anliegen in 10 jähriger Wohnungslosigkeit und Geldnot.

München: . . . Mark Almosen zum Danke für wunderbare Hilfe beim Abfolvia zu Ehren der lb. Mutter Gottes, des hl. Joseph, Judas Thaddäus, hl. Antonius und der kl. hl. Theresia und um Bitte für weitere Hilfe.

Bl. S.: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Joseph und hl. Antonius für auffallende Hilfe in zwei schweren Anliegen. Mark . . . zur Heranbildung von Missionspriestern. Weitere Bitte um glückliche Lösung einer wichtigen Berufsangelegenheit.

Bobenheim: . . . Mark Antoniusbrot. Dem hl. Antonius Dank für Erhörung in mehreren Anliegen.

Friedrichheim: . . . Mark Missionsalmosen als Dank und Bitte zu Ehren der Maienkönigin, des hl. Joseph und der hl. Theresia v. K. I.

Eggolsheim: Almosen Mark . . . zum Dank. Die armen Seelen haben geholfen.

Rötsch: Der hl. Antonius hat geholfen in einem Ohrenleiden.

Wohlingen: Besonderen Dank dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus, dem hl. Antonius und den armen Seelen für Hilfe in schwerem Anliegen.

Kasan: Dank der hl. Theresia v. K. I. für wunderbare Hilfe in schweren Augenleiden.

Weiden Th. M.: . . . Almosen mit der Bitte um das Gebet zum hl. Joseph, der lieben Mutter Gottes und zum hl. Antonius um Wiedererlangung der Gesundheit und in einem besonderen Anliegen.

Dietersch: Dem hl. Herzen Jesu, der lb. Mutter Gottes und der hl. Theresia v. K. I. sei Dank gesagt für den Schutz und die liebevolle Hilfe in meiner Krankheit, so daß ich jetzt wieder gehen und zur Kirche kommen kann.

Suntenhausen: . . . Mark Almosen zum Dank für die Hilfe in der Krankheit dem hl. Herzen Jesu und Maria und dem hl. Joseph.

R. b. M.: Übersende der Mariannhiller Mission . . . Kroiten mit der Bitte ums Gebet zur lb. Mutter Gottes, dem hl. Joseph und Antonius, der kl. hl. Theresia um Wiedererlangung der Gesundheit.

Irlach: Herzliches Vergelt's Gott für die Gabe von . . . Mark.

Lemberg, R. D.: . . . Mark als Opfer für die Mission aus Dankbarkeit dem hl. Herzen Jesu und der hl. Theresia v. K. I. für Erhörung der Bitte in wichtiger Angelegenheit.

Regnitz: Dank der lb. Gottesmutter, dem hl. Antonius für Hilfe in sehr schlimmer Krankheit. . . Mark Antoniusbrot beigelegt.

Oppeln: Tausendsachen Dank dem hl. Antonius, der hl. Rita, der Mutter Gottes von Czestochau, der Himmelskönigin, dem hl. Herzen Jesu, dem hl. Joseph und allen armen Seelen in einem schweren Anliegen. Sie haben wunderbar geholfen. . . Mark Antoniusbrot beigelegt.

Dresden: Dank der lb. Gottesmutter für Heilung im Halsleiden.

Konstanz: Als Dank der hl. Theresia v. K. I. für Hilfe in einer glücklich überstandenen Operation meiner 68 Jahre alten Tante. . . Mark Almosen für die Mission sind beigelegt.

Leobschütz: . . . Mark Missionsalmosen zu Ehren der lb. Gottesmutter, hl. Joseph, hl. Antonius, hl. Judas Thaddäus und der hl. Theresia v. K. I. um Wiederfindens meines verlorenen monatlichen Einkommens. Weiteres Almosen und Veröffentlichung gelobt.

Lindlar: Dank dem hl. Herzen Jesu und dem hl. Antonius für glücklich überstandene Operation. Zum Dank . . . Mark zum Loskauf eines Heidenkinds auf den Namen Joseph.

Saarlouis: War eineinhalb Jahre wegen Gesichtsleiden in ärztlicher Behandlung, jedoch ohne Erfolg. Ich nahm meine Zuflucht zur lb. Gottesmutter und zum hl. Joseph, worauf ich in kurzer Zeit wieder hergestellt war. Sende hiermit das versprochene Missionsalmosen.

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Abereinkunft gerne gestattet.
Verantwortlicher Redakteur Pater D. Sauerland, Würzburg, Meißner Ring 3
Druck und Verlag der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schw.

dene Mitteilungen, worüber man sich erst nach einigem Nachdenken klar wird. Sie lautet in der Uebersetzung: „Ich erfülle hiermit die traurige Pflicht, meinen Freunden und Bekannten mitzutheilen, daß meine geliebte Frau gerade in dem Augenblick gestorben ist, als sie mir einen Sohn schenkte, für den ich nun eine Pflegerin suche, bis ich eine neue Lebensgefährtin finde, jung, schön und im Besitze von etwa 20 000 Dollar, um mir bei der Leitung meines bekannten Wäschegeschäftes behilflich zu sein, das ich meinen Kunden bei dieser Gelegenheit in Erinnerung bringe, zumal ich jetzt einen Ausverkauf zu Gelegenheitspreisen veranstalte, bevor ich mein Geschäft in das Haus verlege, das ich jetzt in der 12. Avenue habe bauen lassen, in dem auch noch einige Appartements frei sind, die ich für 500 Dollar vermieten will, und für das ich auch noch einen Portier suche.“

Über das Einkommen amerikanischer Sportgrößen. Der Schwergewichtschampion Sunney bezieht ein jährliches Einkommen von 1 Million Dollars,

Dempsey, ebenfalls Schwergewichtschampion, 400.000 Dollars, Tex Rickard, Veranstalter von Sportwettkämpfen, 300.000 Dollars, Babe Ruth, Baseball, 150.000 Dollars, Gertrude Ederle, weibliche Meisterschwimmerin, 60.000 Dol., Hagen, Golfchampion, 40.000 Dollars. Mindestens ein Duzend Baseballspieler bezieht Gehälter von 20.000 bis 30.000 Dollar jährlich. Der Golfchampion Hagen hat ein drei- bis viermal so großes Einkommen als der Gouverneur des Staates New York. Gertrude Ederle durchschwamm den Armeekanal, und sofort wurden ihr Kontrakte von Vaudeville-Konzernen, Zeitungshandikaten und Badeanzugsfabrikanten im Gesamtbetrage von über eine Million Dollars angeboten. Suzanne Lenglen verdiente auf ihrer Tennistour 50.000 Dollars. An Eintrittsgeldern bringen ein: ein Meisterschaftsboxkampf durchschnittlich 2.000.000 Dollars, ein Fußballspiel 1.000.000 Dollars, ein Baseballspiel 200.000 Dollars, ein Billardtturnier 500 Dollars und ein Schachturnier gleichfalls 500 Dollars.

Briefauszüge

Quisburg — Saar: Herzlichen Dank für Gebeterhörnung der Ib. Gottesmutter, St. Joseph und der hl. Theresia v. K. I. Sende das Patenschaftsgeld zur Taufe eines Heidenkinds.

Dülken: Der hl. Theresia v. K. I. herzlichen Dank für Erhörnung des Gebetes.

Hackenburt: Herzlichen Dank der Ib. Gottesmutter, dem hl. Antonius, dem hl. Judas Thaddäus für oftmalige und auffallende Hilfe in einem Anliegen, das mir schon so viel seelischen Kummer machte.

Rötgen: Innigen Dank dem hl. Joseph, dem hl. Antonius und der hl. Theresia v. K. I. für Erhörnung in einem hoffnungslosen Anliegen.

Saarlouis: Sende ein Scherlein und sage zugleich innigen Dank dem heiligen Antonius für Wiederfindung verlorener Sachen.

N. N. Mir drohte lange Zeit eine schwere Krankheit. Ich betete zum hlgt. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter, zum hl. Joseph und zum hl. Antonius und wurde dadurch von dieser Krankheit befreit.

M. i. R. Dem hl. Herzen Jesu, dem unbefleckten Herzen Maria, dem hl. Joseph, dem hl. Judas Thaddäus und den armen Seelen sage ich an dieser Stelle herzlichen Dank für erlangte, wunderbare Hilfe in schwerem Anliegen.

Weilheim: Herzlichen Dank dem hl. Herzen Jesu, Maria Hilfe der Christen, dem hl. Joseph, dem hl. Antonius, der hl. Theresia v. K. I., dem hl. Judas Thaddäus für Genesung meines Kindes von einer schweren Krankheit. Veröffentlichung und ein Heidenkind zu taufen war versprochen.

Gebetsempfehlungen

Eine Abonnentin bittet um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur Ib. Gottesmutter, dem hl. Antonius, zum hl. Joseph um Hilfe in einem Kopf- und

Seelenleiden und mehreren Anliegen. Nach Erhörnung ist Veröffentlichung versprochen.

Kirchdorf: Eine schwergeprüfte Frau.

Mugsburg: Für einen kranken Priesterkandidaten.

Oberl.: Eine kranke Wohltäterin.

Gangkofen: Eine Abonnentin bittet um eine Novene zum hl. Joseph, hl. Judas Thaddäus und zum hl. Antonius in verschiedenen Anliegen.

Reigersdorf: Eine langjährige Vergiftmeinnichtleserin bittet um das Gebet zu Ehren der hl. Familie und zum hl. Wendelin um Glück im Haus und Stall.

Beilngries: Bitte um das Gebet zur lb. Gottesmutter, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius und zur hl. Notburga um Erlangung eines guten Diensthofen.

Rönigstein: Herzliche Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, zur hl. Mutter Gottes, zum hl. Joseph und zur hl. Theresia v. K. I. um Hilfe in schwerem Anliegen.

Um Hilfe in Magenleiden.

Siezen: Für ein schwerkrankes Kind um Genesung. . . . Mf. Antoniusbrot und Heidenkind.

F. M. in A.: Bitte um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, sowie zur hl. Theresia v. K. I., zum hl. Antonius und hl. Jud. Thaddäus um Hilfe in schweren geschäftlichen Angelegenheiten. Bei Gebetserhörnung trifft versprochenes Almosen ein.

H. S., Strehlig: Bitte um Gebet um Genesung von der Krankheit. Herzliche Bitte zum hl. Herzen Jesu, zur Mutter von der immerwährenden Hilfe, zum hl. Antonius, zum hl. Joseph, zur hl. Theresia v. K. I., und zum hl. Jud. Thad. um Erhörnung einer Bitte. Nach Erhörnung Veröffentlichung und Almosen gelobt.

Kl. Helmsdorf: Eine Abonnentin bittet um das Gebet zur hl. Familie, zum hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. I. und zum hl. Judas Thaddäus um Heilung ihrer Schwester von einem schweren Magenleiden und um Hilfe in mehreren schweren Familienanliegen. Nach Erhörnung ist Veröffentlichung versprochen.

Dresden: Bitte um das Gebet in zwei großen Anliegen zur hl. Familie, hl. Antonius, hl. Andreas und zur heil. Theresia v. K. I. Bei Erhörnung ist Veröffentlichung sowie Beitrag für die Mission versprochen.

Gangkofen: Bitte um eine neuntägige Andacht zum hl. Herzen Jesu, hl. Jud. Thaddäus, hl. Theresia v. K. I., zur lb. Muttergottes von Altötting und zu den Armen Seelen in zwei schweren Anlie-

gen. Bei Erhörnung folgt Missionsalmosen.

Wiedergeltingen: Eine Mutter bittet um das Gebet zur hl. Anna in einem großen Anliegen.

Hohenpeissenberg: Eine Mutter bittet um das Gebet zur hl. Monika um eine gute Entbindung.

Driesen: Dem Gebete der Verg.-Leser werden vier große Anliegen empfohlen.

Geseke: Eine Vergiftm.-Leserin bittet in einem schweren Anliegen um das Gebet.

Weilerswift: Eine Abonnentin bittet um das Gebet zur lb. Gottesmutter, z. hl. Antonius, zur hl. Theresia v. K. I., zum hl. Jud. Thaddäus, zum hl. Joseph und zum hl. Herzen Jesu um Hilfe in einem schweren Anliegen und um Arbeit für ihren Mann.

Die Verg.-Leser werden gebeten, für einen verirrten Priester zu beten.

Zaborze: Eine Verg.-Leserin bittet die Leser des Vergiftmeinnicht um ein Ave Maria zur lb. Gottesmutter, hl. Antonius, hl. Joseph, zu den 14 Nothelfern und zum hl. Jud. Thaddäus um baldige Lösung eines Verkaufes. Ein größeres Almosen ist versprochen.

Piastenthal: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet in mehreren Anliegen zum hl. Herzen Jesu und zur Mutter Gottes.

Honnef: Eine langjährige Abonnentin bittet in einer langen Krankheit um Gebetshilfe. Bei Erhörnung ist die Taufe eines Heidenkindes versprochen.

N. N.: Eine Verg.-Leserin bittet dringend um das Gebet in einer Gerichtssache.

N. N.: Zwei Schwestern bitten um das Gebet zum hl. Jud. Thaddäus, zum hl. Joseph, zur lb. Gottesmutter, zur hl. Theresia v. K. I. um Hilfe in schwerer Operation ihres Vaters und glücklichen Geschäftsgang.

Niederzissen: Eine Familie bittet in einem besonderen Anliegen um das Gebet zum hl. Herzen Jesu, der lb. Gottesmutter, zur hl. Theresia und zum Bruder Jordan Mal.

Ungenannt: Eine Verg.-Leserin bittet um das Gebet zur immerwährenden Hilfe der Christen, um eine vollkommene Gesundheit für die ganze Familie und um Einkigkeit unter den Geschwistern zum hl. Jud. Thaddäus, zum hl. Joseph, zum hl. Antonius. In einem ganz besonderen Anliegen zum hl. Herzen Jesu.

Memento

Emmerich: Augusta Grebe. Sie war bis in ihr hohes Alter eine unermüdlische Förderin unserer Mission.

Köln-Nippes: Ign. Schmed. Kray: Ww. Refensförster. Malberg: Frau M. Schon. Imgenbroich: Karl Mertens. Hattingen: Frau Lise. Lippspringe: Fr. Ehl. Wizerath: Louise Offermann. Sepentrade: Fr. Klara Farwick. Essen: Heinr. Sausen. Essen-Borbeck: Wilh. Kreul. Krefeld-Oppum: R. Fendler. Revelaer: Herhard van Straelen. Arnstein: Frau Babette Leuffer. Freudentier. Berlin-Schöneberg: Mar. Starb.

Oppeln: Fr. Dr. Simon. Neustadt: M. Pohl. Breslau: Theresia Klimpke, Hedw. Wendelstadt. Rasdorf: Heinrich Rothe, Aug. Kraus, Johanna Hoffmann. Coesfeld: Rath. Menrad. Burgstall: Adelg. Leikem. Oberleichtersbach: Maria Art. Westerheim: Theresie Heim. Dietelhofen: Max Graf, Pfarrer. Krautheimtal. Jos. Feger. Leutkirch: Marzell Bauhofer. Kirchhasel: Maria Schüler. Willing: Kreszenz Graf, unsere eifrige Förderin. Grabenhäuser: Maria Birzer. Allfeld: Wilhelmina Steinbach, Frau Fähndrich. Eisingersdorf: Ulrich Barl.

Empfehlenstwerte Bücher

Pater Michael Pro S. J. und seine Gefährten. Die Märtyrer von Mexiko-Stadt. 40 Seiten mit 17 Bildern. Preis 40 Pfennig. Bei Mehrbezug Nachlaß. Der Reinertrag der Schrift gehört unseren Glaubensbrüdern in Mexiko. Verlag: Eucharistischer Völkerbund, Wien IX., Kanisiusg. 23. Vor zwei Jahren wurde auf Verordnung Pius XI. das Christkönigsfest zum erstenmal auf der ganzen Welt gefeiert; bald darauf hatte „Christus der König“ seine Märtyrer in Mexiko. Mit dem Rufe: „Es lebe Christus der König!“ gingen und gehen sie bis zur Stunde in den Tod.

Ein erschütterndes Martyrerbild aus der neuen mexikanischen Christenverfolgung mit authentischen Photographien, angefertigt auf Wunsch der Volkshemden selber, um die Katholiken zu erschrecken.

Mexiko. Die Katholikenverfolgung nach authentischen Quellen von Albert Drexel. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. 48 Sekt. Kartonierte RM. 0.80.

Die vorliegende Broschüre, mehr als die anderen bisher erschienen ähnlichen Schriften, nach authentischen Quellen bearbeitet, greift erschütternde Bilder aus den ungeheuerlichen Geschehnissen heraus, Grausamkeiten, die an die Zeiten eines Nero erinnern und in den Tagen der ersten Christenverfolgung nicht entsetzlicher erdacht werden konnten.

„Im Feuer des Hl. Geistes“, von Dr. Clemens Oberhammer. 2. Auflage. 4. — 7. Tausend. 332 S. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München. Ganzleinen RM. 4.20.

Das liturgisch-eucharistische Buch, das so viel Beifall und Verbreitung gefunden hat, erscheint jetzt in verbesserter und vermehrter Auflage. Es war ein glücklicher Gedanke, die Texte der jeweiligen Tagesmesse zu einer gemüthsreifen eucharistischen Vorbereitung und Dankagung auszuwerten.

Christel. Erzählung von Maria von Hutten. 141 Seiten. Ganzleinen RM. 3.30. Verlagsanstalt Tyrolia, Innsbruck-Wien-München.

Eine übermoderne Geschichte ist dies nicht; und doch geht's darin um die ernstesten Fragen, die unsere heutige Jugend bewegen: Freiheit und Liebe. Wenn viele unserer Mädchen diese Geschichte lesen würden, vielleicht ginge ihnen ein Ahnen auf von fraulicher Art oder sie würden bestärkt darin. Bloß vielleicht? Nein, ich glaube bestimmt daran, so wie ich an den Idealismus unserer Jugend glaube — trotz allem. W.

Reimichs Volserzählungen sind in mehreren Hunderttausend Bänden in allen deutschen Gauen verbreitet. Sie verkörpern eine eigene Heimatlust voll frischer Lebendigkeit, blühender Lebensfreude, gläubigen Volkstums.

1. Gruppe: Jeder Band in Halbleinen geb. RM. 2.50.

Alpenglühn, Erzählungen 187 Seiten. Bergschwalben Geschichten 206 Seiten. Der Ferpeter und andere Schwänke 208 Seiten. Das Geheimnis der Waldhoferin Erzählung 232 Seiten. Die Geschichte eines bösen Bubens, humoristische Erzählung 164 Seiten. Das Heimweh Roman 268 Seiten. Im Tirol drinn Erzählungen 278 Sekt. Der Mant. Eine lustige Studentengeschichte 144 Seiten. Die Schützen, Eine vaterländische Geschichte 272 Seiten. Die schwarze Frau, Erzählung 206 Seiten. Stille und laute Wasser, Lustige Geschichten 193 Seiten. Weihnacht in Tirol, Ein Volksbüchlein 196 Seiten. Der Wegsteinhäns, Erzählung 176 Seiten.

2. Gruppe: Jeder Band in Halbleinen geb. RM. 3.50.

Das Auge der Alpen, Roman 330 Seiten. Aus den Tiroler Bergen, Erzählungen 338 Sekt. Bergblumen Erzählungen 355 Seiten. Chau und Jakob, Roman 420 Seiten. Die Glocken von Hochwald, Roman 280 Seiten. Der Kreuzlapp, Eine Abenteurergeschichte 280 Seiten. Das Mädchen von St. Veit Erzählung 410 Seiten. Die Tochter des Landshelms, Erzählung 378 Seiten. Der Saiselmaier Erzählung 316 Seiten.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen. Verlagsanstalt Tyrolia Innsbruck-Wien-München.

Aus dem Bilderbuch eines Lebens. Von W. Siegfried. Lurusband von 320 Seiten in Groß-Oktav. Preis gebunden RM. 11.70. Verlag von Uchmann und Scheller, Leipzig und Zürich.

Der Schweizer Dichter Walther Siegfried gehört zweifellos zu den literarischen Charakterköpfen der Gegenwart. Das beweist auch wieder sein „Bilderbuch eines Lebens“. Dieses Werk gewinnt über das rein Persönliche hinaus Bedeutung, weil es die Resultate eines reichen Lebens und Strebens, einen köstlichen Schatz wertvoller Lebensweisheiten ohne den leisesten Anflug von Belehrung bietet. Es drängt geradezu die Verinnerlichung des Lebens. Man sollte dieses schön ausgestattete Buch womöglich der reiferen Jugend und vorwärts strebenden jungen Männern auf den Tisch legen.

Ein gutes Buch für jedes Haus!

**Beiträge
zum Salesianischen Erziehungssystem
des ehrw. Don Joh. Bosco**

Von D. W. Mut

120 Seiten, mit einem Titelbild; Preis kart. RM. 1.50

Eltern, Erziehern, Lehrern und Lehrerinnen wird die Lektüre nicht nur ein Genuß sein, sondern eine Fundgrube herrlichster Schätze, die sie mit Freuden zu eigenem Nutzen und zum Wohle der ihr anvertrauten Kinder gerne heben werden. Wenn auch in erster Linie für Berufserzieher geschrieben, will das Buch auch den Eltern dienen, weshalb weiteste Verbreitung sehr zu empfehlen ist. Die vornehme Ausstattung, mehr noch der wertvolle Inhalt bestimmen es zu einem wichtigen Bestandteil der Bibliothek eines jeden Erziehers.

**Wittig-Akten — Gibt's auch heute noch
Teufel — Konnersreuth**

Von W. Wanger

96 Seiten; Preis brosch. 95 Pfennig

Zu den heftigen Angriffen, welche aus verschiedenen Lagern auf unser Büchlein „Gibt's auch heute noch Teufel“ (St. Josephs-Verlag Reimlingen 96 Seiten Preis 50 Pfg.) geäußert wurden, nimmt W. Wanger sachliche Stellung. Zugleich weist es die geheimen Fäden und Verbindungen auf, welche diese Gegner mit Wittig-Freunden und Konnersreuth's Feinden verbinden.

**Die hl. Theresia vom Kinde Jesu
Eine geistige Wiedergeburt**

Von D. W. Mut

352 Seiten, mit einem Titelbild

Preis geheftet RM. 3. 80, geb. RM. 4. 80

Ein Buch, das bereits seit langem von den innerlichen Seelen verlangt wurde. Es ist wie kein anderes Theresienbuch geeignet, das kleine Geheimnis, wie die heilige Theresia vom Kinde Jesu es auffaßte, den gottsuchenden Seelen als leichten Aufstieg klar vor Augen zu führen.

Nach dem bekannten Jesuiten Bleienstein das Beste, was in der Fülle der Theresienliteratur über die hl. Theresia vom Kinde Jesu und vom hlf. Anklis geschrieben wurde.

Zu beziehen von jeder Vertretung unserer Mission oder vom

St. Josephs-Verlag, Reimlingen (Bay.)